Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 2 Leipzig, den 13. Januar 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Der gegenwärtige Stand der deutsch-evangelischen Heidenmission: 1. Amerika — Die Entstehung der ultramontanen Gefahr. Zweite Hälfte — Was der armenischen Kirche notthut — Weihnachten in der Tagespresse — Verschiedenes: Zur Diakonissenfrage; Die erweckliche Predigt; Eine neue Büste von Albrecht Ritschl; Die christlichen Studentenverbindungen — Quittung — Anzeigen*)

Der gegenwärtige Stand der deutsch-evangelischen Heidenmission

In allen Erdteilen sind deutsche Missionen thätig, ihr Arbeitsfeld aber ist ein sehr verschiedenartiges. In Amerika, Afrika, Australien hat der Missionar es mit Völkern zu thun, denen er durch seine Bildung und seine Kenntnisse so überlegen ist, daß er stets sofort zum Kulturträger wird, d. h. er befindet sich in der Lage des iroschottischen Wanderpredigers, der im siebenten und achten Jahrhundert nach Deutschland kam, oder in der Lage des Prämonstratensers und Cisterziensers, der im 12. und 13. Jahrhundert den Pommern das Christentum brachte. Anders in Ostasien. Zwar macht sich auch hier das Uebergewicht des Europäers geltend, und zwar nicht nur auf der indischen Inselwelt, sondern auch in Britisch-Indien, China und Japan. Aber in diesen Ländern hat doch der Missionar Kulturen vor sich, die zu Auseinandersetzungen zwingen, auf die ein Eskimo, Neger oder Papua keinen Anspruch erhebt. Das heißt, die Arbeit des Missionars in Ostasien vollzieht sich unter Bedingungen, die in dem Verhältnis der apostolischen Mission zu der griechisch-römischen Kulturwelt ihre Parallele finden. Wenn erst einmal ein nennenswerter Bruchteil der ostasiatischen Völkermasse für das Christentum gewonnen sein wird, dann ist zu erwarten, daß es auch hier zu Wechselbeziehungen kommen wird wie einst in Alexandrien. Dann wird der spekulativ begabte Inder das christliche Dogma neu durchdenken, dann wird der nüchterne, praktische, wesentlich auf das Handeln gerichtete Chinese die christliche Moral bearbeiten, und neue Gesichtspunkte, neue Fragestellungen und Probleme, wie sie auf Grund einer ganz anders gearteten Kultur und einer ganz andern Lebensweise sich ergeben, werden der Theologie zuströmen. Eine gewaltige Perspektive, wenn auch freilich noch manche Generationen dahin eilen werden, ehe sie praktisch bedeutsam werden wird.

1. Amerika

Durch Nansen ist jetzt die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf die Polarländer hingelenkt worden, und das Buch „Durch Nacht und Eis“ wird noch von unsern Enkeln verschlungen werden. In dem früheren Werke „Auf Schneeschuhen durch Grönland“ finden wir auch missionsgeschichtlich interessante Partien über die Eskimos auf dieser größten Insel der Erde. Im zwölften Jahrhundert hatte sich hier von Norwegen aus ein äußerlich glänzendes Kirchenwesen entfaltet, mit Gotteshäusern und Klöstern, dann versank diese Herrlichkeit wieder wie ein Zauber, die Verbindung mit Europa brach völlig ab — wie ja auch jetzt noch manche Schiffe zum Ueberwintern gezwungen werden, ganz zu schweigen von Unglücksfällen wie sie z. B. in dem einen Jahr 1895 den zwei Missionsschiffen widerfuhren, die den Jahresproviant überbringen sollten und nahe am Land untergingen. Erst am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gelangte wieder Christentum nach Grönland, nun in evangelischer Form. Die Persönlichkeit des Pioniers, der dort gewirkt hat, Hans Egede, gehört zu den bekanntesten Gestalten der neuern Missionsgeschichte. Neben diese dänische Mission trat 1733 die Arbeit der herrnhutischen Sendboten, die bis auf den heutigen Tag fortgesetzt wird. Jetzt sind bis auf einen kleinen Teil an der Ostküste alle Grönländer christianisirt; etwa ein Sechstel steht in der Pflege der Brüder (1897: 1745). Aber es ist doch nur ein kleines Völkchen, denn die Statistik der dänischen Regierung zählt insgesamt nicht mehr als etwa 10000 Eskimos. Nach neuern Beobachtungen weisen die Mischlinge im Bereich der dänischen Stationen wieder eine Zunahme auf, während die unvermischten Grönländer physisch degeneriren, wie sie wirtschaftlich herabkommen — die Folge der Berührung mit europäischer Kultur!

Noch stärker treten diese verhängnisvollen Folgen in Labrador hervor, wo vor 160 Jahren noch etliche Tausend Eskimos zu finden waren, während sie jetzt auf etwa 1500 zusammengeschmolzen sind. Im großen und ganzen ist dieser Rest für das Christentum gewonnen (1897: 1307). Die herrnhutischen Missionare haben sich neuerdings auch der Tausende von europäischen Fischern, die vorwiegend aus Neufundland Sommer für Sommer an der Küste Labradors erscheinen, angenommen und damit für die enge Verbindung von innerer und äußerer Mission einen neuen Thatbeweis geliefert.

Im äußersten Nordosten des unermeßlichen Dominion of Canada streckt sich nach Sibirien hinüber die Halbinsel Alaska. Die Bodenbeschaffenheit ist trostlos, bewohnbar sind nur die Küsten, und auch hier wächst nicht einmal Getreide, aber unter der Erde schlummern Schätze, Gold und Kohlen. Aus der russischen Zeit stammt die Mission der griechisch-orthodoxen Kirche. Daneben hat die römische Kirche ihre Vertreter, und nicht weniger als zehn evangelische Missionsgesellschaften stehen in der Arbeit. Die Brüdergemeinde ist erst seit zwölf Jahren in diesen Kreis eingetreten; sie urteilt günstig über ihre Aussichten. Uebrigens wird dieses Missionsgebiet wesentlich von dem amerikanischen Zweig der Brüderunität unterhalten.

Von der Mission unter den Indianern der Vereinigten Staaten ließe sich viel sagen, wenn wir hier auf deren Geschichte eingehen dürften. Die Beziehungen der Weißen zu den Rothäuten — allerdings ein dunkles Kapitel in der Geschichte der Zivilisation! Rücksichtsloser und frivoler wird nicht leicht eine niedere Rasse durch eine höhere behandelt worden sein, als die Indianer durch die europäischen Kolonisten und dann durch die Regierung der Vereinigten Staaten. — Evangelische Mission hat sehr früh unter ihnen begonnen, denn die Wirksamkeit John Eliots fällt ins siebzehnte Jahrhundert, und vortreffliche Männer haben seine Arbeit fortgesetzt; die Namen Brainerd und Mayhew haben noch jetzt in der Traktatlitteratur ihren berechtigten Platz. Von Deutschland aus hat nur Herrnhut an dieser Arbeit sich beteiligt, und zwar ist dieser Zweig einer ihrer ältesten, aber

*) Anderm dringenden Stoff zu Liebe mußte der religiöse Eingangsartikel heute zurückgestellt werden. D H

auch die lange Wirksamkeit des bekannten Zeisberger († 1808) hatte schließlich doch nur geringe Erfolge aufzuweisen. Im neunzehnten Jahrhundert haben naturgemäß in erster Linie amerikanische Missionsgesellschaften die Fürsorge für die Indianer übernommen. Doch hat noch heute die Brüdergemeine als Erbteil aus der Zinzendorfschen Zeit eine „Indianermission" auf vier Stationen, die von Kanada bis Kalifornien zerstreut sind.

Was in Bezug auf diese bescheidne Missionsarbeit zu urteilen ist, daß sie nämlich kaum noch als Heidenmission gelten kann, das trifft in noch höherem Grade für die mittelamerikanische Inselwelt Westindiens zu, soweit diese Objekt deutsch-evangelischer Missionsarbeit ist.

Von den großen Antillen kommen Cuba, Haïti, Portoriko für evangelische Missionsthätigkeit überhaupt erst neuerdings ernstlich in Betracht; denn die spanische wie die französische Kolonialregierung zeigen sich stets in erster Linie für die Ausbreitung der römischen Kirche interessirt. Deutschland steht mit diesen Inseln auch jetzt nicht in Missionsbeziehungen. Jener politische Zwischenfall im Oktober v. J., der unsre Regierung zu energischem Vorgehen gegen die Negerrepublik Haïti zwang, hat die Aufmerksamkeit auch auf die religiösen Zustände dieser unglücklichen Insel gelenkt. Ein geradezu grauenvolles Bild! Es hat hier ein Rückfall ins Heidentum stattgefunden, der seinesgleichen sucht. Nicht nur stoßen wir auf den krassesten Aberglauben, nicht nur ist der alte Götzendienst neu etablirt, und zwar mit Menschenopfern, sondern es giebt sogar Leute, die auf die tiefste Stufe aller Gesittung herabgesunken sind und sich dem — Kannibalismus hingeben! Und das ist geschehen unter der Herrschaft eines äußerlich glänzenden römisch-katholischen Kirchenwesens! Die römische Kirche hat in der That allen Grund, durch diese entsetzlichen Vorkommnisse zur Selbsteinkehr sich bewegen zu lassen und etwas weniger ruhmredig über ihre Missionserfolge zu urteilen.

Dagegen sind Jamaika und die kleinen Antillen unter britischer und dänischer Oberhoheit ein altes evangelisches Missionsland; denn nach St. Thomas richtete sich das allererste Missionsunternehmen der herrnhutischen Missionskirche! (1732.) Nur Leute, denen das Herz vor Liebe brannte, konnten auf den Gedanken kommen, gerade dort, unter einer Bevölkerung von afrikanischen Negersklaven die Arbeit aufzunehmen. Den Thatbestand der Sklaverei haben nicht nur Leonhard Dober und David Nitschmann, sondern auch ihre Nachfolger einfach anerkannt, wie einst der Apostel Paulus im römischen Reich, und sie thaten dies mit derselben Motivirung. Da sie bei ihrer gesamten Thätigkeit nicht nur von dem Wohlwollen der westindischen Kompagnie, sondern auch von der Geneigtheit des einzelnen Plantagenbesitzers abhingen, bot die einfache Hinnahme der Sklaverei als gegebener sozialer Ordnung in der That die einzige Möglichkeit, den Aermsten der Armen den Trost des Evangeliums zu bringen. Gerade für diese Verhältnisse hat die schlichte herrnhutische Art sich ausgezeichnet bewährt. In den traurigen Zeiten haben die Brüder dort ausgehalten; unter den Unruhen, die der Emanzipation vorangingen, haben sie sich behauptet und auch in den neuen Verhältnissen sind sie die Vertrauensmänner der Eingebornen geblieben und zum Glück ihre treuen Erzieher. Denn, wenn es schwer war, dem Unfreien das Evangelium nahe zu bringen, so sind andre, wenn möglich noch größre Schwierigkeiten, zu überwinden, ehe es gelingt, den bürgerlich frei gewordnen Neger zu einer wahrhaft sittlich freien Persönlichkeit zu erziehen. Seine Leichtlebigkeit ist notorisch, sein Dünkel ist ebenso abstoßend als unbegründet, es fehlt noch die Macht der christlichen Sitte. Aber die herrnhutische Missionsarbeit ist doch jetzt soweit vorgeschritten, daß mit der Selbstverwaltung dieses Gebietes bereits begonnen worden ist. Bei der übergroßen Vorsicht der Brüdergemeinde bedeutet das mehr, als wenn es sich um ein Arbeitsgebiet etwa der Londoner Missionsgesellschaft handelte, die in der Mündigkeitserklärung ihrer Gemeinden oft zu rasch vorgegangen ist, ganz zu schweigen von der Praxis mancher amerikanischer Gesellschaften. Seit 1879 hat dieser Prozeß begonnen, aber ist wesentlich infolge finanzieller Schwierigkeiten noch nicht abgeschlossen und im Augenblick durch eine wirtschaftliche Misere, den Niedergang des Zuckerbaues, sogar ins Stocken geraten.

Bereits hat der Staatssekretär für die englischen Kolonien, Chamberlain, die ganze Tragweite des Niederganges des westindischen Zuckergewerbes erkannt, und es werden Enqueten darüber veranstaltet, was gegen die drohende Verarmung der Kolonien gethan werden könnte. Ein interessanter Beleg dafür, wie wirtschaftliche Verhältnisse auch für die Missionsarbeit bedeutungsvoll werden können.

Seit fast einem halben Jahrhundert (1849) hat die Brüdergemeinde auch auf das Festland von Zentralamerika, unter den Indianern der Moskitoküste, ihre Thätigkeit ausgedehnt. Das ungesunde Klima, die verworrenen politischen Verhältnisse des Landes auch gerade nach seiner Annexion durch Nicaragua (1894) und die daraus sich ergebende Unsicherheit aller Verhältnisse selbst in Fragen des Eigentums, sowie die Intriguen der römischen Kirche — ich erinnere an den Erlaß des Schulgesetzes im vergangnen Jahre, das den allgemeinen und durchgängigen Gebrauch der spanischen Sprache fordert —, alle diese Faktoren bedrohen dauernd dieses Missionswerk. Ob es wird behauptet werden können, muß die Zukunft lehren. Da es sich hier um einen Gemeindebestand von rund 4800 Seelen handelt (4773) und hier 13 europäische Missionare stationirt sind, die von 50 eingebornen Gehilfen in verschiednen Stellungen unterstützt werden, so würde die Notwendigkeit, hier abzubrechen, sehr beklagt werden müssen.

Ist Westindien mit seinen fast 42000 getauften Christen die größte Missionsprovinz der Herrnhuter, so folgt an zweiter Stelle Guyana, das Land zwischen dem Flußgebiet des Orinocco und des Amazonenstromes, zwischen Venezuela und Brasilien; fruchtbar, aber sehr dünn bevölkert, im Besitz der Engländer, Holländer und Franzosen. Französisch Guyana (Cayenne) liegt außerhalb der Einwirkungen unsrer Missionare, das am meisten westlich gelegne Gebiet, Britisch Guyana (Demerara), weist allerdings beachtenswerte Anfänge auf (1878; 1835), aber bleibt mit seinen kaum 800 Christen an Bedeutung weit zurück hinter dem mittleren, d. h. dem holländischen Guyana, wo die heidenchristliche Kirche bereits 28000 Mitglieder zählt. Vor 162 Jahren (1735) fand die Brüdergemeinde hier im wesentlichen dieselben Verhältnisse vor, wie wir sie auf den westindischen Inseln zu konstatiren hatten. Die ersten größern Erfolge hatte sie unter den eingebornen Arawakken, dann aber entfaltete sich auch die Negermission, besonders in der Stadt Paramaribo, die jetzt die Hälfte der ganzen Missionskirche umfaßt, aber auch unter verschiednen Stämmen der Buschneger im Hinterland. Die große Aufgabe, den arbeitsscheuen Neger zur Arbeit zu erziehen und die durch die Sklaverei in Mißachtung gekommne Arbeit wieder zu Ehren zu bringen, giebt den von den Missionaren betriebnen geschäftlichen Unternehmungen ihre sittliche Berechtigung. Aber auf diese kann auch im Interesse des Missionswerkes selbst zur Zeit noch nicht verzichtet werden, da die Gemeinden noch weit davon entfernt zu sein scheinen, sich selbst zu unterhalten. Leider gewähren die Jahresberichte der Brüdergemeinde dem Missionspublikum nicht den genauen Einblick in ihr Rechnungswesen, wie beispielsweise die Basler Mission, und daher erfahren wir auch nicht, welche Höhe die finanziellen Leistungen der Surinamegemeinden erreichen. Daß aber diese unter allen Herrnhuter Missionsgebieten noch jetzt die größten Zuschüsse von der heimatlichen Kirche erfordern, ist in jedem Fall eine auffällige Thatsache und drängt die Vermutung auf, daß in der Erziehung der dortigen Gemeinden Fehler begangen worden sind. Und dazu eröffnen sich immer neue Thüren! Der Wirkungskreis unter den Negern breitet sich aus. Es soll in einem von der Regierung erbauten Aussätzigenasyl oberhalb von Paramaribo in Groot Chatillon die Seelsorge übernommen werden, also eine Arbeit, ähnlich der früher am Kap und noch jetzt in Jerusalem geleisteten Liebesübung. Dann bedürfen die seit der Emanzipation eingewanderten 10000 ostindischen Kulis einer größern Berücksichtigung, als ihnen bisher zu teil werden konnte. Aber vorwiegend werden die Missionen wohl dauernd von den Negern in Anspruch genommen bleiben. Man steht hier immer noch in den Schwierigkeiten, christliche Sitte zu begründen; besonders die Regelung der ehelichen Verhältnisse macht Not. In der Zeit der Sklaverei gab es überhaupt keine unauflöslichen

Ehen, denn jeden Augenblick konnte der Mann von der Frau getrennt werden, und der freie Verkehr der Beamten mit den Sklavinnen mußte das sittliche Gefühl des Negers abstumpfen. Als Ersatz für die unmögliche Ehe führten damals die Missionare den „Verbond“ ein, d. h. das vor Zeugen und vor dem Missionar abgegebne Versprechen, Treue bis in den Tod zu bewahren. Die Emanzipation, die mit einem Schlag 48000 Menschen die Freiheit schenkte, hat die Schwierigkeiten nicht gehoben, sondern nur verändert. Die Neger mußten erst lernen, sich an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen, aber auch die Missionare. Im Jahre 1880 kam es über diese Dinge zu einer Krisis, die den Bestand des großen Surinamer Werkes geradezu in Frage stellte. In dem Kapitel „eheliche Verhältnisse“ — in der Missionstheorie eins der verwickeltsten — sind die Zustände in Suriname neben dem Problem der Aufnahmefähigkeit von Polygamisten in die christliche Gemeinde von besonderm Interesse.

C Mirbt

Die Entstehung der ultramontanen Gefahr

Zweite Hälfte

Auch das nächst Skandinavien am meisten protestantische Land England liefert einen gewichtigen Beitrag zu der katholischen Entwickelung in der von Oxford ausgehenden sogenannten englisch-katholischen Bewegung. Sie spaltete sich bekanntlich in den Zweig der unter Puseys Führung in der englischen Kirche verbleibenden Ritualisten und die unter der Führung von John Henry Newman im römischen Katholizismus endigenden Konversion zahlreicher englischer Notabeln. Sie beruht durchaus auf dem Erwachen jenes Begriffs von Sakramentskirche, wider den im siebzehnten Jahrhundert der Kampf der puritanischen Revolution entbrannt war. Auch hier war die Romantik vorausgegangen.

Vielleicht die tiefsten Wirkungen nächst der auf die deutschen Freiheitskriege hat die Romantik ausgeübt auf die Vorbereitung der politischen Wiedergeburt Italiens, die ihren eigentlichen Frühling in den ersten Jahren Pius IX., 1846—48, erlebte, als man vom Eintreten des Papstkönigs die Freiheit Italiens erwartete. Allen italienischen Denkern und Schriftstellern voran steht der Priester Vincenzo Gioberti, der in seiner Schrift über den moralischen und politischen Primat der Italiener 1843 sein Volk zur Rückgewinnung seiner verlornen geistigen Führerrolle unter der christlichen Völkerwelt und zur politischen Einigung aufrief. Er hatte aber auch bald das wesentlichste Hindernis dieses Zieles erkannt: die Jesuiten, und bekämpfte sie nun mit aller Macht. Dem Papste war in jeder Fassung von Giobertis Zukunftsprogramm die Stellung eines Hauptes und Schiedsrichters der christlichen Welt zugedacht. Und man hoffte in Pius einen solchen Papst zu besitzen, da er liberal zu regieren begonnen hatte und 1847 Miene machte, sich an die Spitze der italienischen Bewegung zu stellen. Es kam anders. Eine Revolution vertrieb Pius, bei dessen Stuhlbesteigung der Jesuitengeneral gemurrt hatte, aus Rom, und als er, ein verwandelter Mann, 1850 zurückkehrte, hatte er auf eine liberale und nationale Reform des Papsttums verzichtet. Fortan verwirklichte er das Programm der Jesuiten: Wiederaufrichtung der unumschränkten Herrschaft des Papstes über den gesamten Geist der katholischen Kirche, Ausübung der indirekten Herrschaft über die gesamte politische Welt, Festhaltung der weltlichen Macht und dogmatische Unfehlbarkeit. Hier liegt der Wendepunkt der innern Entwicklung der katholischen Kirche. Ihr Oberhaupt konnte ein nur auf geistigen Einfluß sich stützender, freiwillig anerkannter Vertrauensmann und Repräsentant aller Katholiken des Erdkreises sein, oder er konnte ein absoluter Gebieter der gesamten Hierarchie, ein internationaler Gegner aller nationalen Politik, der eigentliche Makler bei allen Verwicklungen der Mächte werden. Er wählte das Letztere.

Die Zeitumstände kamen diesem Plan aufs trefflichste entgegen.

Die Furcht vor der Revolution trieb die Fürsten geradezu in die Arme des Papstes, wovon das österreichische Konkordat, das

badische, württembergische, die hessen-darmstädtische Konvention zeugten.

In Deutschland beginnt die Taktik der Bischöfe, mit Berufung auf das unveräußerliche Recht der Kirche ungemessene Forderungen zu stellen und deren Nichtgewährung als eine Kränkung der religiösen Ansprüche des katholischen Volkes darzustellen, während doch überall das Verhältnis der Kirche zum Staat auf Verträgen und Gesetzen beruhte. Auf den Katholikenversammlungen beginnt die Agitation gegen die freiere, von Döllinger vertretene Wissenschaft.

In Frankreich votirte nach der zweiten Republik von 1848 der Klerus für Louis Napoleon III., der fortan den Beherrscher der klerikalen Presse, Louis Veuillot, mit seinem Journal „der klerikalen Kanaille“ (Montalembert), L'Univers, in jeder Weise unterstützte. Veuillot, der mit cynischer Offenheit es ausgesprochen hat: „Da, wo wir die Minderheit sind, beanspruchen wir die Freiheit nach euern Grundsätzen, wo wir die Mehrheit haben, versagen wir sie euch nach unsern religiösen Ueberzeugungen,“ erzieht überall die Partei der Jesuiten und befördert jene Mirakelsucht, Pflege des Aberglaubens, Ausrottung alles selbständigen Denkens, worüber Montalembert als den „Abgrund von Götzendienerei“ klagte.

Die offne Erklärung des Papstes für das Programm der Jesuiten liegt vor in der Dogmatisirung der jesuitischen Lieblingslehre von der unbefleckten Empfängnis Marias, d. h. ihrer Freiheit von der Erbsünde. Sie war bereits eine thatsächliche Vorwegnahme der spätern Unfehlbarkeitserklärung. Als beim Abfall der Romagna und der Marken vom Kirchenstaat und der Aufrichtung des Königreichs Italien Döllinger das Ende des Kirchenstaats voraus verkündigte und es mit der Würde des Papstes nicht unvereinbar fand, wenn er auf weltliche Herrschaft gänzlich verzichte, verfeindete ihn das tötlich mit den Jesuiten.

Die Antwort auf das liberale Regiment des Königreichs Italien ist der Syllabus errorum in der Enzyklika von 1864, worin Pantheismus, Rationalismus, Protestantismus, Religionsfreiheit, Sozialismus, Kommunismus, Bibelgesellschaften, die Lehre von der Entbehrlichkeit der weltlichen Macht des Papsttums, die Souveränität des Staates, die Freiheit der Schule von der Kirche und vieles andre verworfen wird, so zum Schlusse Nr. 80 der Satz: Der römische Pontifex kann und muß mit dem Liberalismus und dem modernen Staat sich versöhnen. Damit ist also dem romantischen und dem liberalen Katholizismus der Abschied gegeben. Der Ultramontanismus allein hat noch Berechtigung!

Der Sieg Preußens über Oesterreich nötigte Oesterreich, das Konkordat aufzugeben und volle Religionsfreiheit zu gewähren. Da wurde das vatikanische Konzil 1869 angekündigt, dazu bestimmt, mit einem entscheidenden Schlag ins Angesicht aller modernen Ideen die Kraft des katholischen Volkes um die Fahne der Kirche zu sammeln. Der Ultramontanismus schritt zur Kraftprobe, und sie ist nach kurzem Schwanken in einem ihn selbst überraschenden Umfang geglückt. Der Papst ist mehr wie unfehlbar, er ist der Katholikenkaiser geworden. Das Konzil sollte die ganze im Syllabus enthaltne Lehre als Dogma verkündigen und nur als Erstes die immer noch streitige Lehre von der Unfehlbarkeit des römischen Bischofs für sich allein ohne Konzil definiren.

Trotz des Widerspruchs der Minderheit von einigen achtzig Bischöfen, die aber die Mehrheit der katholischen Kulturvölker repräsentiren, ist es geschehen, und alle die Folgen, die jene Minorität vorausgesetzt, sind eingetroffen, nur waren ihre Vertreter selbst die Ersten, die das Opfer des Verstandes brachten. Die Unfehlbarkeit war dazu bestimmt, die deutsche katholische Wissenschaft zu erwürgen, gleichzeitig mit dem im Einverständnisse mit den Jesuiten vom Zaun gebrochnen französisch-deutschen Krieg, der die Entwicklung Preußens zur kontinentalen protestantischen Zentralmacht verhindern sollte. Mit der Niederlage Frankreichs und dem Abzug der französischen Truppen aus Rom nahm die weltliche Herrschaft des Papstes ein Ende: der König von Italien machte Rom zu seiner Hauptstadt. Für eine irgendwie noch gläubige Geschichtsbetrachtung ein vernehmlicher göttlicher Richter-

spruch über das 1100jährige Dominium temporale.*) Er wurde nicht vernommen. Vielmehr zog man nur die Früchte aus der für den Papst im Augenblick der höchsten Gefahr so günstig veränderten Situation unter Flüchen auf ihre Urheber. Das gedemütigte Frankreich besann sich wieder auf seinen katholischen Glauben: die Grotte von Lourdes, bei der die von der Napoleonischen Polizei beunruhigten Erscheinungen der Mutter Gottes stattgefunden hatten, und ihre wunderthätige Quelle wurde ein Nationalheiligtum; in Preußen aber machte der Kulturkampf in seinen Folgen die katholische Minderheit zur ausschlaggebenden Partei.

Der Kulturkampf wurde unternommen als ein Akt der „Notwehr gegen die eine Priesterherrschaft erstrebende Partei." Man wird über die Zusammenhänge des Kulturkampfes erst dann ein Urteil haben können, wenn einmal Minister Falks Memoiren vorliegen. Es war ein unmöglicher Versuch, die Staatsgesetzgebung wieder auf den Stand vor dem Kölner Streit zurückzuführen, weil man dabei die fundamendale Aenderung, die sich durch das Unfehlbarkeitsdogma in der Person des bisherigen Trägers der katholischen Kirchengewalt vollzogen hatte, unberücksichtigt ließ. Diese Gesetzgebung und ihre Durchführung leisteten der Kirche den unermeßlichen Dienst, in der allerkritischsten Zeit die niedre Geistlichkeit mit den sämtlich verurteilten und abgesetzten Bischöfen, die Bischöfe mit dem Papst und das durch die vielen Vakanzen erbitterte katholische Volk mit allen Dreien zu einer oppositionellen Phalanx zu verschmelzen, während liberale und klerikale Einflüsse am Hofe den Reichskanzler selbst in ihrer Durchführung ermüdeten. Der Kampf wurde abgebrochen, nachdem ein neuer versöhnlicher Papst gekommen war. Man war ausgezogen gegen das Zentrum, und man kapitulirte vor dem Papst. Es hatte sich gezeigt, daß ein auf allgemeine Wahlen und allgemeine Wehrpflicht gegründeter Staat auch den religiösen Instinkten einer Minderheit sich fügen muß, wenn er nicht glaubt, ganz auf die Hilfe der Kirche verzichten zu können, was keiner unsrer Staaten will. Nur als eine besonders feierliche Etappe auf dem Anstieg zur Höhe einer von allen Souveränen am meisten umworbnen Weltmacht hat die Kurie es angesehen, als 1885 in dem zwischen Deutschland und Spanien ausgebrochnen Streit über die Karolineninseln beide Parteien dem Papst als einem „befreundeten Souverän" das Schiedsrichteramt anboten. Ein salomonischer Schiedsspruch: Spanien erhielt Recht, Deutschland die Kohlenstation, die es brauchte, Bismarck den Christusorden, der Papst die Anrede „Sire," und so konnte er überglücklich in einer Allokution im Januar 1886 den Kardinälen dieses „kaum für möglich gehaltne Ereignis," „diese Fügung der göttlichen Vorsehung" verkündigen, daß zwei berühmte und mächtige Nationen vor der hohen Autorität der Kirche Zeugnis abgelegt und durch ihren wirksamen Ratschlag Friede und Eintracht erhalten seien, welche zu stiften das Amt der Kirche ist. (!) Ein halbes Jahr zuvor hatte der Papst in einem Breve alle Privilegien, die der Jesuitenorden jemals besessen, erneuert, dagegen die Bulle des (unfehlbaren) Papstes Klemens XIV. „derogirt" (für ungiltig erklärt).

Drei unversöhnliche Feinde hat die Kurie: die Wissenschaft, den Sozialismus, das Nationalgefühl. Zweien von ihnen ist sie mit bemerkenswerter Energie entgegengetreten. Die Naturwissenschaft giebt sie jetzt völlig frei. Galilei würde nicht mehr zum Widerruf gezwungen! Sie begegnet aber „ihren nachteiligen" Konsequenzen durch die Einführung des Thomas von Aquino als des kanonischen Moralphilosophen: der christianisirte Aristoteles gegen den protestantischen Kant! Die Geschichtswissenschaft hofft sie durch Oeffnung des vatikanischen Archivs für sich zu patronisiren, aber bis jetzt sind nur fleißige archivalische Untersuchungen, mehr oder weniger tendenziöse Einzeldarstellungen aus dieser Anregung hervorgegangen. Ein Griff ins Große, geschichtsphilosophisch wie noch Görres dachte, umfassend kritisch wie Döllinger, würde sofort von der Zensur betroffen werden, deren Schwert seit der Erneuerung des Bücherverbots 1897 über aller katholischen Litteratur hängt. Auch der Bibelwissenschaft und der Kritik sind dadurch ihre Ziele haarscharf vorgeschrieben.

*) Die weltliche Herrschaft des Papstes. D. H.

Auch unter die christlich-sozialen Pastoren ist Leo XIII. gegangen mit dem größten Erfolg in verschiednen Rundschreiben, in denen er von den scholastischen Grundsätzen der Staatsordnung aus unter der Voraussetzung der unbedingten Herrschaft der Kirche sich anheischig macht, die soziale Frage zu lösen, zwischen den Arbeitern und den Reichen einen dauernden Frieden stiftend. Obwohl er von der wahren Natur dieser Frage absolut keine Ahnung hat, da er noch auf dem Boden des kanonischen Naturrechtes steht, das den Kapitalzins prinzipiell verwirft, hat er doch die Ehre gehabt, daß zu der Arbeiterschutzkonferenz 1890 in Deutschland als sein Spezialbevollmächtigter Bischof Kopp besonders eingeladen war.

Der Papst hat keinen gefügigern Nationalkatholizismus als den deutschen. Trotzdem wird die politische Stellung Deutschlands unterminirt, denn der von ihm begründete Dreibund macht die Rückgabe Roms an den Papst unmöglich. Der Papst hat sich mit Rußland ausgesöhnt, hat zum Schmerz seiner ältesten Getreuen in Frankreich, der Legitimisten, die Republik anerkannt, und es besteht in irgend welcher Form ein Gegendreibund zwischen dem republikanischen Frankreich, dem schismatischen Rußland und dem Papst. Von ihm erwartet man die europäische Revolution, die den Kirchenstaat wieder herstellen, Preußen demütigen soll. Denn das ist jetzt, wo man im Glanze einer unbeschränkten geistlichen Weltherrschaft schwimmt, das einzige von den Jesuiten sorgfältig genährte Verlangen des Statthalters Christi.

Die nationalen Empfindungen hat der Papst abgethan. Ebenso wie die Jesuiten. Man stützt und hetzt immer die nationalen Minoritäten in den Staaten mit nationaler Aspiration: in Rußland und Deutschland die Polen, in Belgien die Vlämingen, man ächtet den italienischen Patriotismus, denn der einzige Geist, den man gar nicht begreift, ist das Nationalgefühl eines edlen Volkes. Vielleicht für uns ein Glück, denn Versöhnung des Papstes mit Italien würde den Dreibund sprengen.

Der Rückblick auf diese Geschichtsverkettung, die nur in ganz flüchtigen Zügen gezeichnet werden konnte, war unter anderm auch darum nützlich, weil er die Momente erkennen ließ, in welchen der unheilvoll anschwellenden Macht des Papsttums wenigstens in Deutschland mit Fug ein Halt hätte geboten werden können:

1. Als man nach dem Wiener Frieden keine deutsch-nationale Bischofskirche mit einer an die Pflicht der Unterthänigkeit geknüpften Dotation aufrichtete, sondern den Weg der Konkordate beschritt, kapitulirte man vor dem Papst, man gab die Katholiken an diesen preis.

2. Als Preußen sich mit dem Papst in Kriegszustand befand, kündigte man nicht das mit ihm geschlossene Abkommen und ließ es auf eine Neuordnung des Verhältnisses ankommen, bei dem man die frühern Fehler gut machte.

3. Bei Gelegenheit des vatikanischen Konzils versäumte man die Gelegenheit, die Opposition der deutschen Bischöfe zu stärken und versprach ihnen nicht den Beistand des Staates für den Fall, daß sie am alten katholischen Glauben festhielten.

4. Nach dem vatikanischen Konzil, durch das die juristische Person des frühern Paciscenten sich völlig geändert hat, hob man nicht aus diesem Grunde die frühern Vereinbarungen mit dem päpstlichen Stuhl auf, man forderte auch von den Bischöfen, die mittlerweile den Herrn gewechselt hatten, keinen neuen Eid, der sie zum strikten Gehorsam gegen die Staatsgesetze unter den veränderten Verhältnissen verpflichtete.

5. Im Kulturkampf griff man, um das Zentrum zu treffen, die Bischöfe an, die doch nicht anders konnten, als dem Herrn gehorchen, in dessen Fesseln der Staat sie hineingelegt hatte. Dann ließ man den gänzlich unschuldigen Klerus büßen für seinen Gehorsam gegen seine geistlichen Obern und bestrafte schließlich auch die Ausübung seiner religiösen Qualitäten.

6. Man schloß, während man im Kulturkampf den Papst wie Luft behandelte, am Ende mit dem Papst seinen Frieden und lieferte damit das ganze katholische Volk geradezu in dessen Hand, man bediente sich sogar, wenn auch nur mit sehr teilweisem Erfolg, bei der Beratung des Septennats des Papstes als eines Polizeidieners, der das widerhaarige Zentrum zur Raison bringen sollte.

Summa: Was hat man unterlassen, um die Verwandlung des Katholizismus in den Ultramontanismus zu befördern?

Nichts.

Von dieser Thatsache, daß die „ultramontane Gefahr“ nicht die Verfehlung einiger Weniger oder die Verirrung der katholischen Minderheit unsrer deutschen Landsleute, sondern sozusagen eine Gesamtschuld unsrer nationalpolitischen Entwicklung ist, an der wir alle mit zu büßen haben, hat eine christliche Diagnose und Behandlung derselben auszugehen. K Sell

---

Was der armenischen Kirche not thut

Vorbemerkung. Die nachfolgenden Aufzeichnungen sind die Frucht eines in Armenien selbst mit gebildeten armenischen Klerikern und Laien gepflognen Gedankenaustausches. Nicht Alles, aber Vieles von dem, was sie enthalten, ist wesentlich eine Wiedergabe armenischer Stimmen. Wir bitten unsre Leser aus einem bestimmten Grunde, diesem Artikel und zwei weiteren, die noch folgen sollen, ihre besondre Aufmerksamkeit zuzuwenden. D H

Bei vielen, auch den wohlwollendsten Erörterungen über das armenische Volk und seine Kirche wird von minder Kundigen eine Grundvoraussetzung des Verständnisses außer Acht gelassen: die armenische Kirche ist Nationalkirche. Damit scheint nichts sonderlich Befremdliches gesagt, nichts, das zu einer bedeutenden Revision der Vorstellungen und Ideen nötigte, die man in Betreff der armenischen Sache hat. Dem ist aber doch nicht so. Gleich in einer Grundfrage unsers praktischen Verhaltens kommt sehr viel, ja Alles darauf an, ob wir von jener Einsicht ausgehen oder nicht: in der Frage der evangelischen Mission unter den Armeniern. Mit besondrer Freude ist es zu begrüßen, daß der hochherzige und verdienstvolle Herausgeber des Christlichen Orients, Pfarrer Dr. Lepsius, in einer der letzten Nummern seiner Zeitschrift*) den Satz an die Spitze gestellt hat, die Missionsfrage im christlichen Morgenlande müsse durchaus unter diesem Gesichtspunkte angesehen werden, daß es sich eben um Nationalkirchen handle.

Uns in unserm konfessionell gemischten Deutschland ist die praktische Vorstellung der Nationalkirche abhanden gekommen: ein Deutscher kann ebensogut katholisch wie evangelisch sein. Ein protestantischer Spanier wäre schon eine merkwürdigere Erscheinung; wir können uns auch denken, daß ein solcher von seinen Volksgenossen nicht nur des Unglaubens, sondern auch des Mangels an Nationalgefühl geziehen werden würde. Immerhin ist die katholische Kirche aber doch nicht eine exklusiv spanische. Ganz nahe dem Begriff der Nationalkirche kommt die russische: Wer Russe seiner Abstammung nach ist, gehört für das Bewußtsein des Volkes auch zur russischen Kirche — darum spricht man in Rußland ganz folgerichtig auch von „fremden“ Konfessionen und Kulten —, aber es leben immerhin auch noch außerhalb Rußlands mehrere Millionen Angehöriger derselben „orthodox-orientalischen“ Kirchengemeinschaft, zu der das russische Volk gehört. Vollkommen aber decken sich die Zugehörigkeit zur Nation und die zur Kirche bei den Armeniern. Streng genommen ist es freilich nur in der Idee der Fall, denn es giebt thatsächlich katholische und evangelische Armenier, aber deren Zahl ist nicht groß, und von der überwältigenden Mehrheit des Volkes werden sie auf das schärfste verurteilt. So wenig der Armenier daran denkt, daß etwa Andersgläubige zur armenischen Kirche übertreten sollten, so wenig vermag er sich einen rechten Volksgenossen als Angehörigen einer fremden Kirchengemeinschaft vorzustellen. Um ein Armenier zu sein, dazu gehört keineswegs nur die Zugehörigkeit zur Nation nach Abstammung und Sprache, sondern auf gleicher Linie damit steht die kirchliche Gemeinschaft; wer nicht zur armenischen Nationalkirche gehört, dem fehlt überhaupt eins der konstituirenden Elemente des armenischen Volkstums.

Man wird über eine solche Auffassung des Christentums rechten können, und wer wollte behaupten, daß sie eine ideale ist! Die Dinge liegen nun aber einmal so, und es ist gar nicht daran zu denken, daß in absehbarer Zeit eine Aenderung eintreten könnte. Man darf auch nicht vergessen, daß dieses feste Zusammengewachsensein von Kirche und Volk die Armenier als Nation überhaupt vor dem Untergange gerettet und das Christentum in diesem Lande erhalten hat. Dieses Christentum, das die Armenier kennen, das allein ist es, dem sie verdanken, daß sie noch existiren und nicht von dem türkisch-arabisch-islamitischen Durcheinander Vorderasiens verschlungen sind.

Dennoch: die armenische Kirche befindet sich in einem beklagenswerten Zustande — das weiß und empfindet Niemand besser, als ein Teil der Armenier selbst. Wo sitzt die Wurzel des Uebels? Welche Aussichten und Möglichkeiten für eine Besserung sind vorhanden?

In Europa — und Deutschland macht keine Ausnahme — ist man sehr schnell mit einem Urteil bei der Hand, das dahin lautet: Die armenische Kirche ist eben „erstarrt“, wie mehr oder weniger alle orientalischen Kirchen. In dieser Allgemeinheit ist die Behauptung durchaus falsch. Die armenische Kirche ist ein lebendiger und kräftiger Organismus, insofern sie von dem Volke als ein Stück seiner Nationalität angesehen wird. Sie ist ein zäh festgehaltenes Besitztum, und dieser Besitz wird von der weitaus größten Mehrzahl der Armenier als ein wirkliches Gut empfunden, von dem sie nicht lassen wollen noch können. Dafür ist das Martyrium der vielen Tausende in der letzten Zeit ein vollgiltiger Beweis auch solchen gegenüber, die keine eigne Anschauung von der Sache haben. Ein Teil der Nation allerdings, der zwar wenig zahlreich, aber dafür im Besitze des Reichtums und bisweilen auch weltlicher Bildung ist, schätzt die Kirche nur als eine wertvolle Klammer für die Erhaltung des Bestandes der Nation als solcher. Noch geringer endlich, aber immerhin vorhanden, ist eine Anzahl Geister, die durch Berührung mit dem westeuropäischen politischen und sozialen Radikalismus bis zur bewußten Religions- und Kirchenfeindschaft und zur Gleichgiltigkeit gegen ihr Volkstum vorgeschritten sind.

Der nationale Charakter der armenischen Kirche macht das Verständnis für ihre Lage, das Urteil über ihren Bestand und ihre Zukunft in ganz besonderm Maße abhängig von der Bekanntschaft mit dem armenischen Volke überhaupt. Der oberste Grundsatz aber, der bei der Erörterung armenischer Dinge festgehalten werden muß, ist die Scheidung zwischen dem eigentlichen armenischen Kernlande und der armenischen Diaspora in den großen Handelsstädten des Orients und Rußlands. Insbesondre sind Konstantinopel und Smyrna oder Orte wie Moskau, Odessa, selbst noch Tiflis, durchaus ungeeignet, um dort von den Armeniern eine richtige Vorstellung zu erhalten. Von dort gemachten Erfahrungen über das ganze Volk ein Urteil fällen zu wollen, ist mindestens so verkehrt, wie die Petersburger Deutschen als Typen der gesamten deutschen Nation nach ihrem sittlichen, intellektuellen und politischen Standpunkt, nach ihrem ganzen innern Gehalt, ansehen zu wollen. Die armenische Diaspora wird von den einsichtigen Armeniern selbst als der Ruin des Volkes betrachtet. Die Armenier in der Fremde sind demoralisiert, und das hängt aufs engste eben mit dem zusammen, was der Grundschaden ist, an dem die armenische Kirche und Nation in der Heimat leiden: der Unkultur. Ein unkultivirtes Volk und eine Kirche, die auch nur annähernd auf der Höhe ihrer Aufgabe stände, sind zwei Dinge, die zusammen nicht denkbar sind, zumal wenn die Kirche Nationalkirche ist. Etwas andres ist es überall dort, wo eine hochstehende Kirche zugleich als Bringerin einer überlegnen Kultur von außen her in eine barbarische Nation eindringt, wie es im Mittelalter in dem germanischen Europa der Fall war. Dort aber, wo Kirche und Volk zu einem Organismus zusammengewachsen sind, richtet sich der Stand der Kirche nach der geistigen Kulturhöhe des Volkes — den Beweis dafür liefert Rußland.

Es sind nur zwei Wege denkbar, auf denen die armenische Kirche emporgeführt werden kann: entweder die Vereinigung mit einem andern, überlegnen, kulturtragenden Kirchenwesen, oder die kulturelle Hebung des armenischen Volkes selbst. Für die erste Möglichkeit käme nur Rußland in Betracht — aber die russische Kirche steht selbst nicht über der armenischen,

---

*) Sie hat leider nur einen Jahrgang erlebt. An ihre Stelle ist eine neue getreten: Das Reich Christi.

und überdies würde die Vereinigung mit ihr für die Armenier nichts andres bedeuten, als die allmähliche Hinüberführung ins Russentum, auch in nationaler Hinsicht, denn die russische Kirche ist selber National= und dazu sogar noch Staatskirche. Wie die Dinge liegen, ist diese Lösung der Frage vollständig ausgeschlossen. Die Armenier wissen, daß sie durch kirchliche Vereinigung mit Rußland erstens auf keinen höhern Standpunkt gelangen und zweitens ihr Volkstum schwer gefährden würden. Schon die letztere Erwägung allein ist für sie ausschlaggebend. Nun bliebe noch die Frage, ob sich etwa die armenische Kirche mit der evangelischen vereinigen ließe, auf dem Wege der Missionirung? Hierüber nachher ein Wort.

Die gegenwärtigen Verhältnisse liegen für die Armenier darin ganz eigentümlich, daß sowohl die leitenden kirchlichen Persönlichkeiten, als auch ein großer Teil der nationalen Intelligenz, der gebildeten armenischen Kreise überhaupt, vollkommen einig darin und von dem starken, ja glühenden Wunsche beseelt sind, Hand in Hand die geistige Bildung, die Kirche und die Religion des Volkes in die Höhe zu bringen — daß es aber an den nötigen Hilfskräften und vor allem an der Bewegungsfreiheit von oben her fehlt, das für richtig Erkannte überhaupt irgendwie in Angriff zu nehmen. Zunächst kann ja nur im russischen Armenien davon die Rede sein, eine Besserung des kirchlichen und Bildungsstandes herbeizuführen. Von der Stellung der russischen Regierung wird noch zu handeln sein; zunächst einiges über die innern Zustände in der armenischen Kirche. Gegenwärtig stehen die Dinge in den Gemeinden — hier ist nicht von der Diaspora, sondern vom eigentlichen Armenien die Rede — so, daß dem Volke ganz und gar, dem Klerus zum größten Teil das Verständnis für alles nicht rein Kultische in der Religion abgeht. Die Volksreligion als solche entbehrt in hohem Grade des Zusammenhanges mit der Bibel, dem Evangelium, entbehrt des Bewußtseins, daß es eine von der christlichen Religion eigens geforderte Sittlichkeit giebt. Religion ist Teilnahme an dem ganz äußerlichen Kultus; Bibelkenntnis existirt nicht; nur wenige Geistliche besitzen die heilige Schrift, überdies ist nicht nur die Sprache der Bibel, sondern des ganzen Gottesdienstes das vom Volke nur noch sehr mangelhaft verstandne Altarmenische. Gepredigt wird allerdings neuarmenisch, aber nur wenige Geistliche sind dazu imstande. Dazu kommt die eigentümliche Art, wie sich der — verheiratete*) — Pfarrklerus ergänzt. Es giebt gar keine Bildungsanstalten für Geistliche, ja es hat sogar Niemand die Möglichkeit, von sich aus dem geistlichen Berufe (abgesehen vom Mönchtum) sich zu widmen, sondern die Gemeinde wählt aus ihrer Mitte irgend eine beliebige Persönlichkeit, der sie das Vertrauen schenkt, oder die es sich zu gewinnen versteht, zum Priester, oft einen Mann in schon vorgerückten Lebensjahren, der sich dann die Fähigkeit aneignen muß, die nötigen Kultushandlungen vorzunehmen; darnach wird er vom Bischof gegen eine meist nicht unbeträchtliche Geldzahlung geweiht. Gehalt bezieht der Priester gar keins, sondern neben dem Ertrage seines Besitztums, das er schon vorher hatte und das er als Priester behält, ist er auf die Gaben seiner Gemeindeglieder für Taufen, Trauungen, Begräbnisse, verschiedne Weihen und dergleichen angewiesen. Ja es giebt noch Priester, besonders ältere Leute, die nicht einmal zu lesen verstehen, sondern die liturgischen Formeln und Gebete auswendig gelernt haben.

Nach diesem in Kürze dargelegten Stande der Dinge ergiebt sich also, daß eigentlich noch Alles zu thun ist, um eine spürbare Wendung herbeizuführen, und es wäre scheinbar das Nächstliegende, zu meinen, daß unter solchen Umständen die amerikanische Mission auf dem rechten Wege ist, wenn sie von einer Beeinflussung der armenischen Kirche als Kirche absieht, sondern nur darauf ausgeht, möglichst zahlreiche Individuen aus dieser Masse zu „retten,“ ja wenn möglich die ganze Nation zum Protestantismus zu „bekehren“. Nur mit großem Widerstreben läßt sich angesichts der aufopfernden, geradezu rettenden Thätigkeit, die die amerikanischen Missionare in dieser Zeit der schweren Not für Armenien im Lande entfaltet haben, an diesen Männern und ihrem Lebenswerke Kritik üben. Es stände noch viel, viel schlimmer um die Armenier, wenn die Amerikaner nicht jetzt und in der letzten Zeit bei ihnen gewesen wären; trotzdem ist es im Interesse der armenischen Sache durchaus notwendig, zu sagen, was gesagt werden muß. Die protestantische Mission unter den Armeniern ist an sich ein verfehltes Unternehmen — warum, wird man aus dem Bisherigen bereits ersehen haben. Wer von der armenischen Kirche zum Protestantismus übertritt, der giebt in den meisten Fällen nicht nur seine bisherige kirchliche, sondern auch seine nationale Zugehörigkeit auf. Es giebt Fälle, und sie sind nicht so ganz selten, besonders unter dem Druck der gegenwärtigen Notlage oder wo es sich um Persönlichkeiten von besondrer Begabung handelt, daß ein erträgliches Verhältnis zwischen übergetretnen Armeniern und ihrer bei der Nationalkirche gebliebnen Landsleuten gefunden wird, aber im großen und ganzen und besonders bei den sich ihres Volkstums und seiner Eigenart als eines Gutes bewußten Elementen, ist der Protestant gewordne Armenier ein Abtrünniger, ein Verräter mehr noch an seinem Volke als an seiner Kirche. Er wird ausgestoßen, gehaßt, er verliert den Zusammenhang mit seinen Volksgenossen und wird ein Fremdling unter seinen Brüdern. Man kann das bedauern, beklagen, aber es ist nun einmal so, und man kann diese Lage der Dinge nicht ändern. Die Folge davon ist, wie Jedermann leicht einsehen wird, daß die protestantische Mission nie etwas Ganzes erreichen wird. Sie wird weiterhin imstande sein, einzelne Individuen und kleine Gruppen von der Nationalkirche abzusprengen; unfraglich wird sie auch diese Bruchteile auf einen weit höhern Stand religiösen Lebens heben, als ihn die zurückgebliebne Masse besitzt — aber sie wird die Leute aus ihrem natürlich gewachsenen Volkstum losreißen und so Pflanzungen schaffen, die nie sich selbst und einer freien, gesund=natürlichen Weiterentwicklung überlassen werden können. Mit dem Zeitpunkt, wo die Leitung aufhört, werden diese losgesprengten Bruchteile in kurzem wieder dorthin zurückkehren, woher sie gekommen sind. Die Notwendigkeit, in der Mehrzahl der Fälle mit Kirche und Volksgenossen zu brechen, wird es nie zu wirklichen Massenübertritten in Armenien kommen lassen, und sobald die Armenier wieder etwas mehr zur Selbstbesinnung nach dem Schicksalsschlag, der sie getroffen hat, kommen, kann es nicht ausbleiben, daß die Verfehmung der „Abtrünnigen“ mit doppelter Kraft in Wirkung tritt.

Einsichtige Armenier stellen es keineswegs in Abrede, daß die Protestanten unter ihrem Volke ihren übrigen Landsleuten in der sittlich=religiösen Lebenshaltung überlegen sind. Sie haben aber auch nicht Unrecht, wenn sie darauf hinweisen, daß überall dort, wo aus einer tiefstehenden Masse heraus einzelne Elemente gesammelt, von überragenden Persönlichkeiten um sich geschart und unter steter Einwirkung gehalten werden, das Resultat dasselbe sein wird, und daß man daher daraus keinen Schluß auf die Unverbesserlichkeit der kirchlichen Zustände unter den Armeniern ziehen dürfe. Mit demselben Rechte könnte man den endgiltigen Niedergang des Protestantismus überall dort annehmen, wo durch irgend welche von außen her übertragne Einflüsse inmitten großer, indolenter Massen kleinere, um wirkungsvolle Persönlichkeiten geschlossene Kreise von höherer religiöser Lebenshaltung sich finden. „Wenn ihr Protestanten das Geld und die Mühe, die ihr an die Bekehrung der wenigen (10,7 %) protestantischen Armenier in soviel Jahren gesetzt habt, doch lieber daran gewandt hättet, uns Armeniern zu helfen, daß wir selber in unsrer eignen Kirche verbessern könnten, was not thut!“ Wer mit Armeniern verkehrt, die um eine Reform ihrer Nationalkirche bemüht sind, bekommt dieses und Aehnliches oft zu hören.

Ist nun unsrer Ueberzeugung nach der von der Mission eingeschlagne Weg nicht richtig, weil er nicht zu dem Ziele führen kann, an dem uns liegt, nämlich daß dem armenischen Volke in kirchlicher Hinsicht geholfen werden möge — so fragt es sich, welches die von den Verhältnissen gebotene bessere Methode sei. Hierauf ist die Antwort, die von solchen Armeniern, die für uns in Betracht kommen, selbst gegeben wird: Volksschulbildung und Reform des Pfarrklerus. Eins hängt mit dem andern in Armenien nicht minder enge zusammen, wie in Deutschland zur Zeit, da wir unsre Reformation erlebten. Hat nicht Luther mit aller Kraft und Schleunigkeit auf die Er=

*) Der höhere Klerus ist unverheiratet.

richtung von Schulen für das Volk und auf gute Bildung des geistlichen Standes gedrungen?

Ueber die praktischen Aussichten nun, die das armenische Reformprogramm auf Verwirklichung hat — sein dritter, nicht minder wichtiger Punkt lautet: Einstellung der Auswanderung! —, ferner über einige politische Fragen und darüber, ob und was wir nach der angedeuteten Richtung für die Armenier thun können, das nächste Mal. N

Weihnachten in der Tagespresse

Ein Nachklang von Weihnachten, wenn auch kein schöner

1

Wie jeden Tag lagen auch am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertags die Tageszeitungen auf meinem Arbeitstisch, und wie jeden Tag griff ich nach ihnen, sie zu studieren. Wer im öffentlichen Leben steht, für den ist in der That die Lektüre der Zeitungen ein Stück tägliches Studium, ein Stück Tagewerk, kein Spiel und Zeitvertreib beim Morgenkaffee. Aber diesmal ging es doch schneller als meist sonst mit dem Lesen. Es giebt nicht viel politische Neuigkeiten am 25. Dezember jeden Jahres; schnell waren die Blätter durchflogen. Und schon wollte ich sie, befriedigt über die schnelle Erledigung, beiseite legen, als mir der Gedanke kam, die Blätter einmal auf ihre Weihnachtsstimmung hin zu untersuchen und gegeneinander abzuwägen. Lagen doch vor mir alle wichtigern Zeitungen unsrer Großstadt: die konservative Leipziger Zeitung, die bismärckisch-bündlerischen Leipziger Neuesten Nachrichten, das nationalliberale Leipziger Tageblatt, der unparteiische Leipziger Generalanzeiger und endlich die sozialdemokratische Leipziger Volkszeitung. Das reizte in der That zu einem Versuche — es war ja ohnehin auch eine Art Weihnachtsfeier, allerdings eine weltliche. Und was ich dabei gefunden, will ich im Folgenden erzählen.

2

Es ist freilich nicht viel Gutes. Als ich mit allen Weihnachtsbeilagen und Weihnachtsartikeln fertig war, wurde mir die geistige Oede und Oberflächlichkeit einerseits, die unfeierliche, ja mitunter cynische Gesinnung der Artikel andrerseits erschreckend klar. Das Geringwertigste von allen haben wohl die bismärckischen Neuesten, wie man sie hier kurz nennt, geleistet: ein Leitartikel in hochtönender, salbungsvoller Sprache, mit wenigen abgetretnen Gedanken und einem Ausfall gegen das Pseudochristentum des ultramontanen Zentrums, eine sentimentale Wiedersehnsgeschichte ohne jede weihnachtlichen Beziehungen, Chamissos Gedichte von der „alten Waschfrau" in Prosa übertragen, sowie eine kurze Leipziger Weihnachtschronik war eigentlich alles, was diese sonst im Schimpfen besonders starke Zeitung über Weihnachten brachte. Die Chronik, die ich zuletzt erwähnte, war noch das Beste unter allen ihren „Weihnachtsartikeln" — wohl deshalb, weil man dazu an geistigem Inhalt am wenigsten vom Eignen hatte dazu thun brauchen.

An zweiter Stelle, von unten her, rangirte meiner Meinung nach die königlich-sächsische Leipziger Zeitung, das offiziöse Organ der sächsischen Regierung, wie schon gesagt, konservativ vom Scheitel bis zur Zehe. Was sie an Weihnachtsartikeln brachte, war an inhaltlichem Wert ein wenig besser als das vorhin Geschilderte, aber an Umfang dafür noch dürftiger als jenes. Sie enthielt einen Leitartikel, Weihnachtsrundschau überschrieben, in Wirklichkeit eine nicht uninteressante politische Rundschau wie sonst auch, nur mit einer Einleitung versehen, die auf Weihnachten eben gerade hinwies, um es gleichsam als Nagel zu benutzen, an den man die nachfolgende politische Betrachtung dann einfach aufhängte. Sodann ein kurzes, gleichgiltiges Gedicht, nicht wert, hier wiederholt zu werden, und endlich drei Feuilletonartikel: Weihnachten am Nil, im Böhmerwald, und in Gibraltar, von denen nur der letztere anschaulicher und lebendiger geschrieben war, einige Bilder von Gibraltar gab, während die zwei andern mühsam zusammengeflickte Schilderungen von alten und neuen Weihnachtssitten in den in

der Ueberschrift genannten Gegenden brachten, teils nüchtern, teils etwas salbungsvoll in der Form, ohne packende, geschweige denn bleibende Wirkung.

An dritter Stelle folgte das Tageblatt. Räumlich nimmt es fast noch weniger Rücksicht auf Weihnachten als die beiden geschilderten Blätter. Aber an inhaltlichem Wert steht das, was es bringt, schon viel höher als die Weihnachtsartikel jener. Zwar sein Weihnachtsfeuilleton ist auch kein Meisterwerk: die Geschichte der Verstoßung eines schuldlosen Försterstöchterleins durch den Vater an einem Weihnachtsabend und der Wiederaussöhnung von Vater und Tochter an wieder einem Weihnachtsabend, sentimental, ohne lebenswahre Motivirung, doch wenigstens im großen und ganzen acceptabel. Auch das natürlich vorhandne, übliche Weihnachtsgedicht vom Poeten des Tageblatts steht auf gleicher Stufe: es ist eine ganz geschickt gemachte, in der Form gefällige, offenbar ehrlich und warm empfundne und auch nicht ganz gedankenleere Paraphrase von „Stille Nacht, heilige Nacht," wovon ich, gleich zur Charakteristik dieser auch sonst üblichen Weihnachtspoesie, die besten Verse hierher setzen will:

Stille Nacht! Heilige Nacht!
Die uns den Himmel zur Erde gebracht!
Wieder sollst du Erlöserin werden,
Sollst uns den Frieden bescheren auf Erden,
Wie er erstanden auf Bethlehems Flur,
Da man die selige Kunde erfuhr,
Daß uns von Zion das Heil sei gekommen,
Da man die Botschaft der Engel vernommen:
Friede auf Erden!

Stille Nacht! Heilige Nacht!
Da uns des Göttlichen Auge gelacht!
Wolle dem blinden Hasse nun wehren,
Und des Neides wildem Begehren,
Und dem Sturme der Leidenschaft, —
In der Liebe liegt unsre Kraft,
Liebe soll wieder die Krone nun tragen,
Und in den Herzen soll herrlich es tagen:
Friede auf Erden!

Stille Nacht! Heilige Nacht!
Die den Hirten erst kund gemacht!
Hirten wollen wir selber werden,
Hüten die göttliche Liebe auf Erden,
Hüten, was edel und schön und wahr,
Daß unser Leben bleibt sonnig und klar,
Komm, Herr Jesu, die Herzen sind offen,
Laß uns glauben, lieben und hoffen!
Friede auf Erden!

Weniger konventionell und weniger alltäglich schon, etwas humoristisch dabei, schlicht und anspruchslos ist weiter eine Weihnachtsplauderei über „Weihnachten in der Kaserne." Für die Eltern, die ihre Söhne an Weihnachten in der Garnison lassen müssen, ist sie eine kleine Trostgeschichte, für manchen Andern ein neues Bildchen aus dem Soldatenleben, für den und jenen eine Erinnerung an Selbsterlebtes, für jeden sonst nach dem festlichen Mittagbrot eine behagliche Lektüre. Das Beste aber von allen den bisher charakterisirten Aufsätzen bringt der Leitartikel des Tageblatts. Zwar enthält er vorwiegend eine rein politische Wochenübersicht wie sonst auch, und nur wieder in der Einleitung eine Anknüpfung an Weihnachten, aber diese Weihnachtseinleitung ist doch wenigstens ernst und selbständig im Gedankeninhalt, knapp und schön in der Form, imstande, den Leser ernster zu stimmen. Auch sie sei hierher gesetzt:

> Frieden auf Erden! Die bethlehemische Botschaft erklingt aufs neue von den Türmen, zwingt aufs neue die Herzen. Sie erfüllt sich nie im irdischen Sinne, denn sie ist dem Menschen geworden, und ein Mensch sein heißt ein Kämpfer sein. Das Christentum, das den Geist in seine Rechte eingesetzt, konnte einen Frieden, der eins ist mit wunschlosem Ruhen der Menschheit, auch nicht bringen wollen. Denn den Geist treibt es aufwärts, und dem Emporklimmenden legt die Unzulänglichkeit der Dinge auf Erden Hindernisse in den Weg, die er ringend überwinden muß. Keines Menschengeistes Fülle aber erreicht den Gipfel; nicht das Erlangen, das Trachten ist des Erdgebornen bestes Los. Daß er von der Unerreichbarkeit der Vollkommenheit weiß und dennoch nach ihr strebt, das ist das Göttliche im Menschen. Den Kleinen, die dereinst die Erbschaft unsrer Kämpfe antreten werden, lassen und nähren wir freudig den holden Glauben an das in der heiligen Nacht beglückend auf Erden wandelnde lichtumflossene Christuskind. Wir aber sollen in all dem Hasten und Jagen des Lebens vor Augen haben, daß der Strahl des Göttlichen nur durch uns selbst in

unsre Herzen gelenkt werden kann, und daß irdisches Mühen erst wahrhaft menschenwürdig ist, wenn es über die Befriedigung gemeinen Bedürfens hinaus ein Höheres als Zweck anerkennt. Nur daß sie einem Ganzen fruchtet, adelt die Arbeit des Einzelnen. Dem Ganzen aber, der Menschheit, seinem Volk dient am besten, wer der unersetzbaren Grundlage aller Gesellschaftsordnung, der Familie, sein Bestes weiht. Weihnachten, der Tag der Geburt des Gotteskindes und die Wonne jeder irdischen Menschenblüte, ist das Fest der Familie. Möge es in der herzerwärmenden Traulichkeit, wie das gemütstiefe deutsche Volk es sich geschaffen, erhalten bleiben als ein Jungbrunnen des Strebens, dessen Triebfeder etwas Edleres als die Selbstsucht ist!

Freilich, dieser ernste Ton kommt sicher aus einem zwar selbständig gerichteten, aber auch mit religiösen Zweifeln erfüllten Herzen. Es ist noch nicht hindurch zur Erkenntnis des wahren Wesens unsers Christentums: daß dieses trotz allem ewig dauernden Hasten und Jagen, Ringen und Streben, Kämpfen und Leiden in der Welt um uns her dennoch imstande ist, das einzelne Menschenherz so friedsam und zufrieden zu machen und dauernd zu erhalten, daß es mitten im Weltkampf ruhevoll, im Ringen nach vorwärts beharrlich, im Leiden geduldig und glücklich bleibt.

Faßt man nun einmal den Weihnachtsgedankeninhalt der drei genannten Blätter zusammen, so glaube ich, kann das Urteil darüber bis auf die zuletzt angeführte Ausnahme nur lauten: diese Weihnachtsfestnummern sind so schnell, so hastig, so oberflächlich, so gemütlos und stimmungslos zusammenfabrizirt worden, wie die übrigen Nummern der Zeitung an den Arbeits- und Alltagen des Jahres. Der Geist des hastenden Geschäfts, kein stiller, frommer, gesammelter, die Seelen zur Andacht, den Kopf zum Nachdenken zwingender Geist waltet in ihnen. Dem Feste hat man in einigen bestellten oder zugeflognen Artikeln Rechnung getragen; der Name des Festes ist sonst noch oft genug genannt; das Wissen von Weihnachten hier und da vielleicht etwas verstärkt — das ist alles; die siebente Großmacht der Welt hat damit wieder einmal ihre moralische Allmacht auf die Menschen mißbraucht, ihren Beruf nicht erfüllt. Denn mit allem, was die drei genannten Zeitungen über Weihnachten schrieben, haben sie, immer jenen letzterwähnten Artikel vielleicht ausgenommen, wohl kaum einem Menschen das Herz wahrhaft festlich, feierlich, weihnachtlich gestimmt, seinen durch den Kampf ums Dasein ohnehin zerstreuten, oberflächlichen Sinn für die zwei Festtage vertieft, geschweige ihm Lust zur christlichen Sammlung, zu Andacht und Kirchgang gemacht. Und dabei sind diese drei Blätter hervorragende Organe gerade von den politischen Parteien und Gruppen, die bei uns den Kampf für Religion, Ordnung und Sitte laut und sichtbar auf ihre Fahnen geschrieben haben! Wie ganz anders müßten diese Weihnachtsnummern ihrer Zeitungen ausfallen, wenn sie wirklichen aufrichtigen Ernst mit jenem Kampfe machen würden, machen könnten! Wochenlang vorher müßten dann diese Weihnachtsnummern sorgfältig vorbereitet werden, besondre geeignete Mitarbeiter für sie gewonnen werden; wahrhafte Festnummern müßten sie sein. Und geistiges Licht, herzliche Wärme, tiefe fromme Gesinnung, ruhevolle Stimmung müßten sie ausstrahlen, wie die Kerzen des Christbaumes am heiligen Abend.

3

Eine ganz gesonderte Besprechung verdient die Weihnachtsnummer der **Leipziger Volkszeitung**, des Organs des sozialdemokratischen Führers Schönlank. Bekanntlich wird es in den Kreisen der sozialdemokratischen Partei selbst über das Parteiorgan, den Berliner Vorwärts, gestellt und hat unter den deutschen sozialdemokratischen Blättern nur im Hamburger Echo noch einen wirklich gleichwertigen Konkurrenten. Thatsächlich muß auch jeder Unparteiische zugeben, daß das Blatt schnell ist in der Bedienung der Leser mit allen politischen, namentlich sozialpolitischen Neuigkeiten, schnell fertig mit einem stets eigenartigen, wenn auch häufig sehr scharfen, stets proletarisch bestimmten, aber doch in den Kreisen der Genossen nicht allgemein geteilten Urteil über sie, und daß es auch an rein litterarischen und künstlerischen Aufsätzen zwar immer Modernes, aber doch dabei stets Anziehendes, Anregendes, auch teilweise freilich Aufregendes bringt.

Auffälligerweise hat dies Blatt der sozialdemokratischen Partei Weihnachten mehr als alle die vorgenannten Blätter beachtet: es hat ihm eine ganze, eigne, selbständige Weihnachtsbeilage gewidmet, daneben auch sonst in die übrigen Beilagen kleinere Artikel, Notizen und Hinweise auf und über Weihnachten eingestreut; nur im Leitartikel ist, meines Erachtens mit Recht, die Anknüpfung an Weihnachten vermieden. Freilich, wenn man nun diese Weihnachtsbeilage zur Hand nimmt, krampft sich einem beim Lesen das Herz zusammen. Ich habe, wie man auch aus der vorstehenden kurzen Charakteristik entnehmen kann, sonst mancherlei gerade für dieses sozialdemokratische Organ übrig — aber alles Wohlwollen muß schwinden angesichts des Inhalts der Artikel dieser Weihnachtsbeilage (und was in den übrigen Beilagen auf Weihnachten Bezug hat, ist gleichwertig).

Eingeleitet wird das Ganze durch ein Weihnachtslied, gewandter in der Form als alle die Lieder der vorher genannten Zeitungen, leidenschaftlich in der Empfindung, proletarisch in der Grundstimmung, den alten Gedanken vom Sozialismus als dem einstigen, wahren, größten Erlöser der Menschheit kühn besingend. Ludwig Pfau ist der Sänger; das Lied sei hier ganz mitgeteilt, da die Kreise, die die Christliche Welt zu lesen pflegen, ja doch selten solche Gedichte vor die Augen bekommen.

Im Kreise froher Weihnachtsgäste
Sei uns gegrüßt, o Lichterbaum!
Verheißung strahlten deine Aeste
Manch kindlichem Erlösungstraum.
Doch was wir mild Beschertes fanden,
Wie stolz das Halleluja klingt —
Der Heiland ist noch nicht erstanden,
Der in die Welt die Freiheit bringt.

Wohl folgten, Lieder auf den Lippen,
Die Weisen Bethlehms Leuchte gern;
Wohl lag das Kindlein in der Krippen,
Doch war sein Stern ein Wandelstern.
Die heitern Strahlen flohn und schwanden,
Wo schwarzer Wahn die Schleier schlingt —
Der Heiland ist noch nicht erstanden,
Der in die Welt die Freiheit bringt.

Umsonst mit seines Purpurs Falten
Bedeckt der Gott das Büßerkleid:
Die Gnade mag im Himmel walten,
Die Erde braucht Gerechtigkeit.
Die Liebe zwingt mit neuen Banden,
Ob auch die alte Fessel springt —
Der Heiland ist noch nicht erstanden,
Der in die Welt die Freiheit bringt.

Kein Jenseits kann den Helfer senden,
Den Christ säugt jede Mutter groß;
Die Menschheit muß mit eignen Händen
Erkämpfen sich ihr irdisch Los.
Er kommt in rußigen Gewanden,
Der Retter, der die Hölle zwingt —
Der Heiland ist noch nicht erstanden,
Der in die Welt die Freiheit bringt.

Erkenntnis heißt die Bundeslade,
Die Wahrheit giebt und Tugend schafft;
Und Arbeit heißt die Wirkungsgnade,
Die uns erlöst — durch unsre Kraft.
Wann wir den Erbfluch überwanden,
Der Hand und Hirn der Not verdingt —
Dann ist der Heiland auferstanden,
Der in die Welt die Freiheit bringt.

Schon pflanzt der Geist, der Ueberwinder,
Der Arbeit großen Weihnachtsbaum,
Um den die Völker einst, wie Kinder,
Sich scharen unterm Himmelsraum.
O Weihtag! wann der ob den Landen
Die ries'gen Lichteräste schwingt —
Dann ist in jeder Brust erstanden
Der Heiland, der die Freiheit bringt.

Es folgt, wohl als mehr wissenschaftlicher Festartikel, eine dem Inhalt nach nicht neue, oft schon bei frühern Weihnachten von der sozialdemokratischen Parteipresse gegebne Darstellung von der Entstehung des Weihnachtsfests aus den alten germanischen Sonnenwendfesten, mit solcher Betonung des heidnischen Ursprungs, solcher Ignorirung des gegenwärtigen religiös-christlichen Charakters, solcher Hervorkehrung und Ueberschätzung der letzten noch jetzt vorhandnen Reste und Spuren

altheidnischer Weihnachtsgebräuche in ihm, daß auch hier die Absicht deutlich hervortritt und tief verstimmt: man will auch Weihnachten, das christlich-deutsche Fest von heute, der deutschen Arbeiterschaft verleiden, es höchstens als eine Art Familienfest für Proletarier noch gelten lassen. Als Feuilleton kommen dann zwei kurze Stücke, geistreich, aber unmoralisch, das erste in politischer, das zweite in geschlechtlicher Beziehung unmoralisch. Das erste führt den Titel „Christnachtspuk“ und handelt von Klein Hansi. Klein Hansi hat am Weihnachtsabend beschert bekommen, eine Fülle schöner Sachen. Dann ist er wider Willen zu Bett gebracht worden, und seine kleine noch aufgeregte Seele träumt nun einen garstigen, einen politischen Traum. Trieb Klein Hansi schon in seinen Mußestunden Weltpolitik? Das Knäblein sieht, wie alle seine Spielsachen lebendig werden: die Bleisoldaten vor allem. Sie schiffen sich in ihrer eignen Schachtel ein und fahren übers Meer, natürlich nach China; Schiffe der Russen und Engländer dampfen mit ihnen; die drei gehen zum Sturm über auf den chinesischen Koloß, der in Form eines Pagoden breit dasitzt, lächelnd mit dem Kopfe wackelt und der Dinge und Soldaten wartet, die auf ihn einstürmen. Als sie an ihn herangekommen sind, schlitzt er sich den Bauch auf, und heraus rollen Goldstücke über Goldstücke. Engländer und Russen stürzen darüber her und sacken sich die Taschen voll; die Deutschen aber schneiden dem sterbenden Chinesen den Zopf ab und bringen ihn im Triumphe heim. So verspottet man zur Weihnachtszeit die neue deutsche Kolonialpolitik und dreht obendrein dabei die Thatsachen in ihr Gegenteil herum — denn eben das ist bis zum Weihnachtstag der Hauptangriffspunkt auch des Schönlankschen Blattes gegen die neue ostasiatische Politik gewesen, daß man behauptete, sie sei lediglich inaugurirt zu Gunsten der wenigen Großkaufleute und Großindustriellen, die ihren goldnen Schnitt dabei machen wollten. Aber auf solch eine kleine Verdrehung kommts nicht an, wenn man die Sache nur tüchtig lächerlich machen kann. — Dann der zweite Feuilletonartikel ist überschrieben „Mnemotechnik,“ und seine kurze Geschichte spielt in Rußland. In der Familie eines Staatsrats unterhält man sich über die vergangnen schönen Jahre, über die interessanten Besuche von Schauspielern, Sängern und Offizieren, die die Familie empfangen hat, und der Hausherr selbst stellt an dem Lebensalter der vier Kinder, die da sind, die Jahre fest, da diese erlauchten Besuche ihn und vor allem sein Ehegemahl beglückten: wunderlicherweise wohnten die Herren immer je neun bis zehn Monate früher im Hause, als die einzelnen Kinder geboren wurden. Das nennt man Mnemotechnik, ich nenne es Gemeinheit. Und in dem Geiste dieses Artikels sind auch noch die zwei nächsten geschrieben. „Die versunkene Glocke, des deutschen Märchendramas sechster Akt“ heißt der eine von ihnen. Er ist, wie „Mnemotechnik“ aus dem „Simplizissimus,“ aus der „Jugend“ herüber genommen. Litterarisch angesehen soll er wohl eine Verspottung von Gerhart Hauptmanns gleichnamiger Dichtung sein; seinem Inhalte nach ist es eine ganz gewöhnliche Ehebruchsgeschichte: Rautendelein, ehemals des Glockengießers Heinrich ungetrautes Weib, jetzt des Nickelmanns Gattin, giebt sich dem häßlichen Waldschrat heimlich zu eigen. Noch schlimmer ist die nächste und letzte Geschichte, wieder in Prosa; sie stammt von Maupassant und heißt: Der Weihnachtsabend! Der Held der Geschichte, die in Paris spielt, holt sich am Weihnachtsabend eine Dirne von der Straße, und diese gebiert in der Nacht — ein Kind! Das ist der Gipfel der Gemeinheit: die infamste Verspottung der Geburtsgeschichte Jesu, die ich je erlebt habe. Die saubern Aufsätze beschließt ein kurzes, grimmiges, in der Form wiederum leidenschaftlich schönes Gedicht: Lustige Weihnacht, was noch hier abgedruckt sein mag:

Pfauche nur, Nordsturm, durchs Fensterloch,
Heidi! es ist lustige Weihnacht doch!
Fürchte mich nicht vor dir,
Graues, gieräugiges Tier.
Mein Weib, meine Kinder, sie frieren nicht mehr,
Kein Fraß für dich sind die lieben Kleinen;
Pfauche nur, pfauche vor Wut,
Rase wild über Land und Meer!
Siehst du! Dort hinten in treuer Hut,
Heisa, in des Todes treuer Hut
Schlummern die Meinen.
Hurra der Tod, es lebe der Tod!
Nicht mehr nach Brot
Müssen die zarten Würmer weinen.
Der glutäugige Wolf, dein Bruder,
Rase doch, rase, du Katzenluder!
Dein Bruder, der Hunger, hat dich betrogen.
Ich ging nach Arbeit, zu lindern die Not;
Umsonst. Mir war das Glück nicht gewogen;
Und matt zum Sterben kam ich nach Haus,
Kein Lichtlein, an Weihnacht! schimmert heraus,
Und an der Thüre stand der Tod.
Dein Bruder, der Hunger, hat sie gefressen,
Und du bist nicht beim Schmause gesessen!
Rasest du nicht, du gieriges Tier?
Die Knochen, die ließ er mir und dir. — —
Und es sangen die Engel den Hirten und Herden:
Ehre sei Gott und Friede auf Erden —
So friedlich schliefen sie diese Nacht:
Nur ich und der Tod, wir haben gewacht. — —
Hei! wie jetzt machtvoll die Glocken schallen:
„Den Menschen — den Menschen — ein Wohlgefallen.“

Das ist die „Weihnachtsbeilage“ einer der besten sozialdemokratischen Zeitungen! Was soll man dazu sagen? Nieder mit dem Geist, der in ihr sich breit macht! Das ist nicht bloß eine andre als die christliche Weltanschauung — die zu haben ist heute, im Zeitalter der schwer erkämpften Gewissensfreiheit, jedem erlaubt —; das ist vielmehr eine durchaus niedrige Gesinnung, die bekämpft werden muß, bis sie beseitigt ist. Nicht mit Polizeimitteln, denn die nützen wahrhaftig nichts; aber durch bessern, edlern Geist. Wer sich rühmt, ihn zu haben, der sollte hinein in das Getriebe der Tageszeitungen, sollte Geld und Geist und Zeit opfern, daß eine bessere Tagespresse geschaffen würde, besser und tüchtiger an Geist, als jene drei „staatserhaltenden“ Organe, besser und edler als die sozialdemokratischen Volksblätter ihn haben. Ein Trost besteht nur gegenüber einer solchen sozialdemokratischen Weihnachtsbeilage, wie ich sie schilderte: die Menschen, die sie geschaffen haben und die sie leidenschaftlich verschlingen, sind nimmermehr die Bringer einer neuen bessern Zeit, einer höhern Kultur der Menschheit, sind nicht einmal Jünger des wahren und echten Sozialismus, der von dieser Welt ist, höchstens die Raben und Unken, die sein Nahen umkrächzen und umquaken im — Dreck.

4

Mit einer freundlichern Charakteristik, als ich begonnen, kann ich diesen Aufsatz beschließen. Sie betrifft die letzte der genannten Zeitungen, den Generalanzeiger. Er ist das an Umfang kleinste der fünf Tagesblätter, und dementsprechend bringt er keine besondre Weihnachtsbeilage, nur ein Gedicht und drei auf Weihnachten bezügliche Artikel. Und rein litterarisch angesehen, erheben auch sie sich nicht über den üblichen Durchschnitt. Aber eine gesündere, ernstere Gesinnung, ein natürlich frommer Geist spricht aus ihnen, der in seiner Schlichtheit und unaufdringlichen Einfachheit einen angenehm anmutet. Am wenigsten kommt er noch zum Ausdruck in der sogenannten „Dezemberplauderei über den St. Nikolaustag und die zwölf Nächte“: sie enthält ebenfalls eine Sammlung der altgermanischen, altheidnischen Sonnenwendmärchen und Gebräuche, aber ohne die antichristliche Tendenz des entsprechenden Artikels in der sozialdemokratischen Weihnachtsnummer. Dann folgt eine „Weihnachtswanderung“ mit allerhand sehr nützlichen Nutzanwendungen für große und kleine Kinder, mit scharfer, aber gerechter und doch nicht pharisäischer Geißelung von allerhand Weihnachtsmißbräuchen und Gedankenlosigkeiten. Einiges sei hier wiederholt:

In der Petersstraße staut sich die Menge. Was giebt es dort nur so Besondres zu sehen? Ausrufe der Bewundrung werden laut. Eine Krippe! Das Jesuskindlein auf ärmlichem Lager, umgeben von biblischen Gestalten im Schaufenster als — Lockmittel.

Ein schriller Mißton in der vollen Harmonie! Wie? Ein Mißton? Gehört nicht die Krippe zum Weihnachtsfeste wie die Tanne?

Mehr noch, mehr noch! Denn ohne das Kindlein, das vor nun fast 2000 Jahren nackt und bloß in der Krippe lag, hätten wir kein Weihnachten!

Ja! zur Feier des Festes in Familie und Anstalt, in die Versammlungen gleich gestimmter Christen gehören die ehrwürdigen Gestalten, die nicht nur den Kindern, sondern jedem Erwachsenen teuer

sind, sofern er christlich gesinnt ist. Niemals aber gehören sie in die Schaufenster zum Zwecke des Herbeiziehens von Käufern für allerhand Waren, die, mit ihrem Preise ausgezeichnet, um sie herum stehen und liegen.

Oder würden die Geschäftsinhaber behaupten können, sie hätten die „Krippe" ins Fenster gestellt, um die Vorübergehenden auf die tiefe Bedeutung unsers lieblichen Christfestes, die von so Vielen im Hasten und Jagen leider vergessen wird, hinzuweisen?

An einer andern Stelle heißt es:

Beschränkt Euch im Geben, im Beschenken den Kindern gegenüber, um nicht durch ein Zuviel die echte, kindliche Freude zu ertöten! Nimmer vergesse ich es, als mein Söhnchen, das stets herzliche Freude gezeigt hatte, das eine Mal vor seinen, von mir mit Liebe hergerichteten Geschenken enttäuscht in die Worte ausbrach: „So wenig?" Am Tage zuvor war der Kleine von der Pate zu einer Bescherung eingeladen, wo die Hülle und Fülle im Uebermaße gewesen. Die Lehre, die ich damals empfing, ist mir nicht verloren gegangen.

Und weiter:

Ein andres drastisches Beispiel vom Einimpfen der Ungenügsamkeit schon auf die Kleinen erlebte ich vor einigen Tagen. Eine Großmutter holte ihr Enkelkind aus einem der Vororte in die Stadt. Wozu? Damit es auch mal was Ordentliches zu sehen bekäme, denn — da draußen ist mit den Schaufenstern doch „Nischt!" Und wie alt war das Kind? Anderthalb Jahre. Mag ihm deshalb noch nicht schaden, aber seiner Großmutter Unverstand wird schon mit der Zeit seine Wirkung ausüben.

Und noch ein gutes, sehr wahres Wort:

Habe ich nun aber gewarnt vor dem Zuvielgeben, so möchte ich zum Schlusse wieder bitten: Gebet! Gebet so viel ihr könnt den Armen, deren böseste Zeit im Jahre jetzt beginnt! Aber beherzigt das Bibelwort, das in Vergessenheit zu geraten scheint: Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut. In den Zeitungen tauchen jetzt wieder die Wohlthätigkeitsbescherungen auf. Es ist schon oft dagegen geschrieben worden — doch nicht genug! Können denn die Wohlthaten den Armen wirklich nicht anders zu gute kommen, als auf diese Weise? Müssen nicht die Nehmenden durch dieses Drängen in die Oeffentlichkeit entweder beschämt oder durch öftere Wiederholung der Schaustellung ihrer Bedürftigkeit so abgestumpft gegen das Peinliche derselben werden, daß sie auch ohne Not versucht sind, sich zu den Bescherungen zu drängen? Mir sind Fälle bekannt, durch die das Letztere bis zur Evidenz bewiesen ist, aber wichtiger und bedauerlicher scheint mir der erstere Fall, der leicht veranlassen kann, daß Leute darben bis zum Unmöglichscheinenden, ehe sie sich wieder melden.

Und endlich:

In vielen Vereinen werden Bescherungen, bei denen sich die Vereinsmitglieder gegenseitig beschenken, veranstaltet; bald auf diesen, bald auf jenen Tag, vor und nach Weihnachten. Den Umstand, daß zur Christfeier doch auch der Weihnachtsabend — oder Tag gehört, will ich nicht hervorheben und will als ein kleines Uebel betrachten, daß das öftere Zusammenkommen unter dem brennenden Weihnachtsbaume — zumal die Hindeutung auf Ursprung und Bedeutung dieser schönen Sitte meist unterbleibt! — zu völliger Gleichgiltigkeit dagegen führen muß.

Daß aber so oft durch mehr oder weniger witzige „Ueberraschungen" die Festlichkeit die Physiognomie des Faschings annimmt, das ist tief bedauerlich!

So macht doch dann lieber gleich einen Karneval und laßt Weihnachten aus dem Spiele, von dem ihr ja doch nur die Tanne borgt!

Mit einem Hinweis auf den Leitartikel sei endlich die Revue beschlossen. Der Schreiber des Artikels schaut hinaus auf die Weltlage, hinein in die innerpolitischen Wirren unsers Volks. Und er kommt zu dem Schluß: „Es heißt wohl überall Friede, Friede! und ist doch kein Frieden!" Wann wird er kommen, der Friede, der Weihnachtsfriede? Nur durch Kampf, durch Kämpfen derer, die den Frieden Jesu im Herzen haben. Durch solchen Kampf zum Sieg! Durch Sieg zum Frieden! — Wer diesen Artikel am Morgen des ersten Weihnachtstages gelesen hat, der hat sicher wenigstens etwas von ernsterer Feststimmung, wie sie sein soll, empfunden. Und darum verdient die Weihnachtsnummer des Generalanzeigers von allen fünf genannten Blättern allein Anerkennung und Dank. Göhre

Verschiedenes

Zur Diakonissenfrage. Ueber die Diakonissenfrage ist in den letzten Jahren Alles öffentlich gesagt worden, was gesagt werden kann. Die durch die Thätigkeit der Diakonissenhäuser auf eine höhere Stufe gehobne Krankenpflege ist in den Rahmen der geordneten Berufe eingetreten und hört immer mehr auf, ein in besonderm Sinne christliches Werk zu sein. Aber in den Einrichtungen und dem Korpsgeiste der Diakonissenhäuser liegt eine eigenartige Kraft, die auf andre Weise schwer ersetzt werden kann. Die weitere Entscheidung wird voraussichtlich nicht durch theoretische Erörterungen, sondern durch den praktischen Wettkampf der Diakonissenhäuser mit verwandten Einrichtungen, z. B. dem Diakonieverein herbeigeführt werden. Es entspricht der Sachlage, wenn die Diakonissenhäuser ihre erarbeitete Erbweisheit geltend machen. Wenn auch das umfassende Buch Schäfers über die „Weibliche Diakonie" (besonders der dritte Band) in dieser Beziehung klassisch bleiben wird, so veröffentlichen doch auch die einzelnen Häuser mehr und mehr ihre Erfahrungen. Aus fünfundzwanzigjähriger Arbeit im Hallischen Diakonissenhause hat Otto Jordan ein Buch herausgegeben: Von und für Diakonissen (2. Auflage. Halle, Strien. 1,80 Mk.) — warmherzig, reichhaltig, mit Anweisungen für seine Schwestern und erfrischenden Zügen aus der gemeinsamen Arbeit. Einzelne herausgegriffne Ueberschriften lauten: Wie wir uns unsre kommenden Probeschwestern wünschen. — Nur nichts scheinen wollen. — Die Pfarrfrau eine geborne Diakonisse? — Meine Lieblingsschwester.

Das hessische Diakonissenhaus hat seine Berufsordnung herausgegeben (Kassel, Röttger, 1897) auf Wunsch der Freunde des Hauses, um Vorständen von Gemeinden und Vereinen, Geistlichen und Eltern Gelegenheit zu geben, die herrschenden Anschauungen und Weisen kennen zu lernen. Dieser Weg zeugt von einem guten Gewissen; noch keine Diakonissenanstalt hat ihn bisher betreten; möglichste Nachahmung ist zu empfehlen.

Beide Schriften stehen auf dem Standpunkte allgemeiner Billigung der gegenwärtigen Gestaltung des Diakonissenwesens. J Naumann

Die erweckliche Predigt. Ein Bedürfnis unsrer Zeit. Von Dr Wilhelm Martius. Zeitfragen des christlichen Volkslebens, Band 22 Heft 5. Stuttgart, Belser. 80 Pfge.

Wozu die Predigt eigentlich da ist, darüber besteht unter Theologen größere Meinungsverschiedenheit, als mancher „Laie" denkt. Denn mit dem Bescheid, sie habe das Wort Gottes zu verkündigen, kommt man nicht aus. Das Wort Gottes wird auch außerhalb der Predigt gesagt, z. B. bei der christlichen Erziehung in Haus und Schule. Zu welchem Zweck wird es in der Predigt verkündigt? Die Predigt soll belehren, sagt der Eine, sie soll bekehren, der Andre, sie soll erbauen, der Dritte, sie soll feiern, der Vierte. Nach unserm Verfasser hat sie es besonders auf Erweckung anzulegen, Erweckung im Sinne des Anfangs der Bekehrung genommen. Dabei soll die christliche Aktivität gewahrt und widernatürliches Treiben fern bleiben. Ob aber in „unsrer Zeit" die Leute, die zum Hören der Predigt kommen, in größerer Gefahr sind, „geistlich zu träumen" als frühere Geschlechter? Die Frage wird nicht aufgeworfen. Dagegen wird die Versuchung der Prediger, das persönliche Christentum im Amtsleben untergehen zu lassen und dann in der Häufung frommer Worte das Erweckliche zu suchen, mit Recht hervorgehoben. Vor einer Behandlung sozialer Dinge, die das Zentrum aus dem Auge verliert, wird gewarnt. Dabei ist beachtenswert, daß diese Abirrung für die deutsch-evangelische Predigt nur als möglich bezeichnet wird, nicht als thatsächlich vorhanden. Man begegnet auch andern wichtigen Beobachtungen und treffenden Bemerkungen. Schade nur, daß der Begriff des Erwecklichen nicht in dem zu Anfang bestimmten Sinne festgehalten wird, sondern etwas Fließendes bekommt, wie denn auch von den mancherlei guten Dingen, die gegen den Schluß hin empfohlen werden als geeignet, die erweckliche Predigt wirksam zu machen, viele mit dieser selbst nur in äußrem Zusammenhang stehen.

Daß die Predigt wirksam sei, ist das Verlangen, dem auch die Schrift von Paul R. Dürselen, erstem Pfarrer an der Gnaden-(Kaiserin-Augusta-Gedächtnis-) Kirche in Berlin, entstammt: Homiletik und Psychologie. Ein Beitrag zur praktischen Theologie, insbesondre zur Topik. 100 S. Berlin, Reuther und Reichard, 1897. 2 Mk. Großes wird hier verheißen, aber was der Verfasser giebt, steht dazu in keinem Verhältnis; des Selbstverständlichen ist zu viel, und die reichlichen Proben aus Musterpredigten können dafür nicht entschädigen. Simons

Eine neue Büste von Albrecht Ritschl. Manche Leser der Christlichen Welt werden sich erinnern, daß im Jahre 1890 in dem historischen Saale der Universitätsbibliothek zu Göttingen eine Marmorbüste von Albrecht Ritschl aufgestellt worden ist, die Verehrer und Freunde gestiftet und ein bekannter Berliner Meister ausgeführt hatte. Leider war es aber diesem nicht gelungen, die Aehnlichkeit zu treffen. So sind auch keine Gipsabgüsse von seinem Werke verbreitet worden, obgleich hin und wieder Nachfrage nach solchen vorhanden war. Diesem Mangel ist nun abgeholfen. Auf Anregung einiger hannoverscher Geistlichen hat der Bildhauer Anton Stitz in Hannover (Theaterstraße 10) nach einer Photographie eine vortreffliche, sehr ähnliche Büste von Albrecht Ritschl (annähernd in Lebensgröße) geschaffen, die allen berechtigten Ansprüchen an ein solches Werk genügt. Sie kostet, in Gips ausgeführt, nur 15 Mark und wird gewiß manchem willkommen sein, der seiner Zeit mit Bedauern von dem Erwerb der älteren Büste abgesehen hat. Otto Ritschl

Die christlichen Studentenverbindungen sind in einer Bücherbesprechung mit einer gelegentlichen Kritik bedacht worden, die in keiner Weise die Aufmerksamkeit der Redaktion erregt hat. Wir sind weit entfernt, eine Debatte über diesen Gegenstand in unserm Blatte zu wünschen oder für ersprießlich zu halten. Die christlichen Studentenverbindungen sind da, mögen sie in Segen wirken. D H

Quittung

Für die von Wassersnot Betroffnen in Sachsen und Schlesien: 15 Mk. Erntedankopfer aus der Gemeinde Petterweil; 4 von M P, Lübbenau.

Für Armenien: 30 Mk. von F R, Adensen; 18 aus der Ge-

meinde Hilgen; 16,90 von den Kindern der St. Michaelisgemeinde in Bremen; 10 von v. St, Naumburg; 2 im Kindergottesdienst daselbst gesammelt. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 2 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Frankfurt a. M.: 7. Februar 1898, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: „Theologische Wissenschaft und Volksschule."

Die Hilfe

Nationalsoziales Wochenblatt

Herausgeber

Pfarrer Friedrich **Naumann**

Berlin, Zimmerstr. 8II

kostet vom 1. Januar 1898 ab bei der Post (No. 3405) Mk. 1.50, durch Agenten Mk. 1.—.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Die Ausschließung der verheirateten Frauen aus der Fabrik.

Eine Studie aus der Textil-Industrie

von

Rudolf Martin.

Aus der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 1896, 1. und 3. Heft.

Groß 8. 1897. M. 1.20.

Inhalt: Einleitung. 1. Die eheweibliche Arbeit zur Zeit des Hand- und Hausbetriebs. — 2. Die Ausdehnung der Fabrikarbeit verheirateter und verheiratet gewesener Frauen. 3. Die Ursachen der Fabrikarbeit verheirateter und verheiratet gewesener Frauen. 4. Die Folgen der Fabrikarbeit verheirateter und verheiratet gewesener Frauen. 5. Die Ausschließung der verheirateten und verheiratet gewesenen Frauen aus der Fabrik.

Frau E. Gnauck-Kühne widmet dieser Schrift in der Volkswirtschaftlichen Beilage der „Täglichen Rundschau" 1897 Nr. 12 eine eingehende Besprechung, in der sie an manchen Punkten Kritik übt, im übrigen aber schreibt:

„Der Verfasser hat seinen Stoff mit einer Uebersichtlichkeit geordnet, welche gleich den methodisch geschulten Arbeiter verrät.... Uneingeschränkte Zustimmung wird das 4. Kapitel finden, welches die verheerenden Folgen der Fabrikarbeit verheirateter Frauen anschaulich schildert und zahlenmäßige Belege für die abschreckende Kindersterblichkeit bringt. Auch das 5. Kapitel, welches mit der Einsicht abschneidet, daß die Ausschließung der verheirateten Frauen aus der Fabrik vorläufig ein frommer Wunsch bleiben muß, wird schwerlich auf Widerspruch stoßen. Jeder sozial interessierte Leser wird Martin für seine verdienstvolle Arbeit dankbar sein."

Cand. theol. sucht **Hauslehrerstelle** im Westen Deutschlds. od. im Ausland. Hr. Generalsup. D. Döblin-Danzig hat sich gütigst bereiterklärt, nähere Auskunft zu erteil. Gefl. Offerten (mit Ang. d. Bedingg.) unter **F. B. D.** an d. Exp. dies. Bl.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

H. Bechhold Verlag, Frankfurt a. M., Kräme 21.

Am 1. Januar 1898 beginnt ihren 2. Jahrgang:

DIE UMSCHAU

Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft, Technik, Litteratur und Kunst.

Jährlich 52 Nummern. Illustrirt. Preis vierteljährlich M. 2.50.

Mitarbeiter sind u. a.: Prof. Arrhenius, Leo Berg, Dr. du Bois-Reymond, Geh.-R. v. Brandt, Gesandter a. D., Prof. M. Buchner, Felix Dahn, Prof. Dürre, Geh. R. Ebstein, Geh. R. Eulenburg, Prof. Furtwängler, Curt Grottewitz, Prof. S. Günther, W. Huggins, Kurd Lasswitz, Justin Mc. Carthy, Meier-Gräfe, Prof. Meili, Prof. v. Oettingen, Geh. R. Orth, Geh. R. Pelman, Prof. Ratzel, Dr. H. Riemann, Prof. Schneegans, Prof. A. Schultz, Prof. Schweinfurth, Prof. v. Stengel, Prof. Verworn, Prof. Wiedemann, Prof. Werner, Prof. Wislicenus, Dr. O. Zacharias.

Der bisherige Erfolg der Umschau veranlasst dieselbe zu einer weiteren
Vermehrung des Inhalts.

U. a. bringt der neue Jahrgang regelmässig einen **Auszug aus allen bedeutenden Fachzeitschriften und Revuen.**
Alles Nähere ersichtlich aus **Probenummern und Prospekten, welche gratis und franko.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die Post.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geh. 6 Mk. Geb. 7 Mk.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Köln. Zeitung.) — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Wer d. reich illustr. Familienblatt **„Die Evangel. Missionen"** noch nicht kennt, versäume nicht, sich ein Probeheft kommen zu lassen von **C. Bertelsmann in Gütersloh.**

Soeben erschien:

Praktisches Christentum

im Rahmen des kl. Katechismus Luthers.

Teil II: Zweites u. drittes Hauptstück.

Ein Hilfsbuch für den religiösen Jugendunterricht in Kirche und Schule

von

D. Pfennigsdorf.

Umf. 267 S. Brosch. 3,60 Mk.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder direkt portofrei vom Verlag der **Buchhandlung des Ev. Vereinshauses in Dessau** (vormals: Schriftenniederlage in Cöthen in Anhalt).

Garantirt reine Schafwollstrickgarne, per gewogenes Pfund von Mk. 1.60 an. Herions Wolle, welche beim Waschen nicht filzt und nicht eingeht, per Pfund Mk. 3.90. Muster stehen gern franko zu Diensten.

H. Herion,

Stuttgart, Königsstr. 18.

Zeitschriften-Schau.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig.

Chronik der Christlichen Welt, herausgegeben von Pfarrer **Erich Foerster.** Wöchentlich eine Nummer. Vierteljährlich M. 1.50. Postzeitungsnummer 1565.

Nr. 1: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiet der deutschen evangelischen Landeskirchen vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1897 — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zum Fall Tepper-Laski; Die altpreußische Generalsynode — Verschiedenes: Ueber die kirchlichen Verhältnisse des Rauhen Hauses; Vermischte Nachrichten — Personalien.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Theologische Rundschau. Herausgegeben von Professor Lic. **W. Bousset** in Göttingen. Preis eines Jahrgangs von 12 Heften im Umfang von je 2—3 Bogen M. 6.—.

I. Jahrgang, 1.—4. Heft. Leitende Aufsätze: Der gegenwärtige Stand der neutestamentlichen Einleitungswissenschaft, von W. Bousset (1. Heft). Die neueren Arbeiten über die Offenbarung Johannis, von A. Meyer (2. und 3. Heft). Spurgeon, von J. Hans (4. Heft). — Uebersicht über die litterarischen Erscheinungen auf folgenden Gebieten: Altes Testament: Einleitung, von A. Bertholet; Geschichte Israels, von J. Meinhold; Der Hexateuch, von C. Steuernagel. — Neues Testament: Paulinische Theologie, von E. Grafe; Paulinische Briefe, von P. W. Schmiedel. — Historische Theologie: Geschichte des Mönchtums, von G. Grützmacher; Moderner Katholizismus, von J. Werner; Altchristliche Litteratur, von C. A. Bernoulli und Ph. Meyer. — Systematische Theologie: Allgemeine Dogmatik, von H. Scholz; Spezielle Dogmatik, von A. Titius; Symbolik, von F. Kattenbusch; Religionsphilosophie, von A. Baur; Apologetik, von E. W. Mayer. — Praktische Theologie: Liturgik, von E. Ch. Achelis; Homiletik, von H. Bassermann; Predigtlitteratur, von E. Teichmann; Katechetik a) Geschichte, von E. Simons, b) Praxis, von Dörries; Predigt- und Erbauungslitteratur, von E. Rolffs; Praktische Schriftauslegung, von O. Baltzer. — Soziale Litteratur, von G. Traub.

Zeitschrift für Theologie und Kirche. Herausgegeben von Professor **D. J. Gottschick** in Tübingen. Preis eines Jahrgangs von 6 Heften M. 6.—. Preis eines einzelnen Heftes M. 1.30 bis M. 1.50.

1898, Heft 1: E. Tröltsch, Geschichte und Metaphysik. J. Kaftan: Erwiderung: 1. Die Methode, 2) Der Supranaturalismus.

Der 7. Jahrgang enthielt u. a.: M. Reischle, Der Streit über die Begründung des Glaubens auf den „geschichtlichen" Jesus Christus, und die Erwiderung darauf von Th. Häring: Gehört die Auferstehung Jesu zum Glaubensgrund? — J. Kaftan, Das Verhältnis des evangelischen Glaubens zur Logoslehre. — P. Chapuis, Die Anbetung Christi. — P. Schwartzkopff, Der Teufels- und Dämonenglaube Jesu. — J. Gottschick, Propter Christum. Ein Beitrag zum Verständnis der Versöhnungslehre Luthers. — Derselbe, Paulinismus und Reformation. — Th. Häring, Rede zum vierhundertjährigen Geburtstag Philipp Melanchthons ꝛc.

Theologische Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftlichen Prediger-Verein. Herausgegeben von Professor D. **Kamphausen.**

Neue Folge. 1. Heft. M. 4.80: C. Erbes, Der Antichrist in den Schriften des Neuen Testaments. — Mettgenberg, Ueber Wesen und Bedeutung der Individualität auf sittlichem Gebiet. — Simons, Ein vergessenes lutherisches Gesangbuch aus dem Rheinland.

Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht. Herausgegeben von **Friedberg** und **Sehling.** Dritte Folge der von Dove begründeten Zeitschrift für Kirchenrecht. Preis eines Bandes von 3 Heften à 10 Bogen M. 12.— Einzelne Hefte à M. 5.—.

VII. Band, 3. Heft: Caspar, Ueber das Fortbestehen von Wittwenkassen für die Geistlichen einzelner Bezirke. — Redlich, Das Kapitel 11 X de consuetudine (1, 4). Ein Auslegungsversuch. — E. Sehling, Ueber den Plan zu einer Ausgabe der Evangelischen Kirchenordnungen. — v. Bötticher, Die Gültigkeit der sogenannten Kalenberger Kirchenordnung de 1569. — Litteraturübersicht, erstattet von E. Friedberg. — Aktenstücke, mitgeteilt von E. Friedberg. — E. Friedberg, Die Verfassungsgesetze der evangelisch-deutschen Landeskirchen. (Württemberg, Königreich Sachsen, Baden, Hessen, Sachsen-Weimar.)

Heft 1 und 2 dieses Bandes enthielten u. a.: H. Ortloff, Die Dienstvergehen der evangelischen Geistlichen und deren Bestrafung im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach. — Th. Woltersdorf, Zu § 43 der Generalsynodalordnung für die neun älteren Provinzen der preußischen Monarchie. (Zusammensetzung der Kreissynoden.) — Hinschius, Die Anweisungen für die spanische Inquisition vom Jahre 1561. — K. Rieker, Protestantismus und Staatskirchentum. — *** Ueber die Natur des landesherrlichen Kirchenpatronats nach älterem sächsischem Rechte. — Litteraturübersicht, erstattet von E. Friedberg. — Aktenstücke, mitgeteilt von E. Friedberg ꝛc.

Archiv für die civilistische Praxis. Herausgegeben von **Franklin, Mandry, M. Rümelin, Wendt,** Professoren der Tübinger Juristenfakultät, u. a. Preis des Bandes von 3 Heften M. 9.—. Einzelne Hefte à M. 4.—.

LXXXVII. Band, 2. und 3. Heft: J. Kohler, Beiträge zum Servitutenrecht. — O. Opet, Das Namenrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches. — Th. Schirmer, Beiträge zur Interpretation von Scävolas Responsen. X. — Wendt, Die im Verkehr erforderliche Sorgfalt. Bürgerliches Gesetzbuch § 276. — Schefold, Ueber Nichtigkeit und Anfechtbarkeit in der nichtstreitigen Rechtspflege.

Archiv für öffentliches Recht. Herausgegeben von **Laband** und **Stoerk.** Preis eines Bandes von 4 Heften M. 16.—. Einzelne Hefte à M. 5.—.

XIII. Band, 1. Heft. I. Aufsätze: P. Oertmann, Ueber den Satz „lex posterior generalis non derogat priori speciali" und seine Bedeutung für das bürgerliche Gesetzbuch. — W. Mantey, Der deutsche niedere Adel und das bürgerliche Gesetzbuch. — C. H. P. Inhülsen, Strafrechtliche und strafprozessualische Reformen in England (II). — Blankenstein, Die Rechtskraft der Arbeitsordnungen. — II. Quellen und Entscheidungen: A. Friedländer, Zum § 137 des Reichsgerichtsverfassungsgesetzes. — III. Litteraturübersicht.

Kritische Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Herausgegeben von **F. Hellmann, K. von Maurer, M. von Seydel** und **E. Ullmann,** Professoren der Münchener Juristenfakultät. Preis eines Jahrgangs von 4 Heften M. 14.— Einzelne Hefte à M. 4.—.

Dritte Folge. IV. Band, 1. Heft. I. Rechtsgeschichte: d'Arbois de Jubainville, Cours de littérature celtique. Tomes VII et VIII. Von H. Brocher de la Fléchère. — K. Lehmann, Das langobardische Lehenrecht. Von Luschin v. Ebengreuth. — F. Liebermann, Ueber die leges Edwardi confessoris. Von H. Geffcken. — II. Civilrecht: System des deutschen Privatrechts von C. F. von Gerber, neu bearbeitet von K. Cosack. 17. Auflage. Von Ehrenberg. — Zur Lehre vom Kauf: E. Braun, Finden die Grundsätze des Kaufs auf die emtio spei Anwendung? A. v. Knieriem, Behauptungspflicht und Beweislast bei der Klage auf Zahlung eines angemessenen Kaufpreises. P. Krückmann, Zur Reform des Kaufrechts. Von W. von Blume. — E. Brodmann, Vom Stoff des Rechts und seiner Struktur. Von J. Schnell. — L. Jacobi, Das persönliche Eherecht des bürgerlichen Gesetzbuches. Von K. Unzner. — J. Bachem, Das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes erläutert. L. Fuld, Das Reichsgesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes erläutert. Th. Hergenhahn, Das Reichsgesetz, betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung. 3. Auflage, von J. Liebmann. Von J. Lazarus. — F. Leonhard, Die Aufrechnung. O. Geib, Theorie der gerichtlichen Kompensation. Von Hellmann. III. Strafrecht: E. Beling, Die strafrechtliche Bedeutung der Exterriorialität. Von H. Harburger. — H. Jordan, Die Strafbarkeit des Stimmenkaufs im Aktienrecht. K. Löwenheim, Der Vorsatz des Anstifters nach geltendem Rechte. Von Appelius. IV. Staatsrecht: F. Tezner, Handbuch des österreichischen Administrativverfahrens. Von Hauke. V. Internationales Recht: G. Walter, Streitfragen aus dem internationalen Civilprozeßrechte. Von Kleinfeller.

Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen. Herausgegeben von **C. J. Fuchs, H. Herkner, G. v. Schulze-Gävernitz, M. Weber.**

Erscheint in zwanglosen Heften.

I. Band, 1. Heft: R. Liefmann, Die Unternehmerverbände. Preis im Abonnement M. 4.—, im Einzelverkauf M. 5.—. I. Band, 2. Heft: G. Hecht, Colberts politische und volkswirtschaftliche Grundanschauungen.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von **Gerhard Seeliger.** Preis des vollständigen Jahrgangs der Zeitschrift (Vierteljahrshefte und Monatsblätter) M. 20.—, der Monatsblätter allein M. 8.—, der Vierteljahrshefte allein M. 16.—.

Neue Folge. II. Jahrgang, Vierteljahrsheft 3: F. Rühl, Der Ursprung der jüdischen Weltära. — A. Hollaender, Der Theologe Matthias Flacius Illyricus in Straßburg in den Jahren 1567 bis 1573. — J. Krebs, Verhandlungen mit Melchior von Hatzfeld über die Zurückführung Karls II. auf den englischen Thron (1649—1650). — H. Ulman, Preußen, die bewaffnete Meeresneutralität und die Besitznahme Hannovers i. J. 1801. — O. Maßlow, Bibliographie zur deutschen Geschichte. — Monatsblätter Nr. 5/6.: H. Hüffer, Die Denkwürdigkeiten Paul Barras'. — Kritiken. — Nachrichten und Notizen.

Berichte der naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. B. Herausgegeben von Prof. Dr. **August Gruber.**

Die Berichte erscheinen in zwanglosen Heften. Jedes Heft wird zu besonderm (erhöhtem) Preis einzeln abgegeben. Preis eines Bandes im Abonnement M. 12.—.

X. Band, 2. Heft: E. W. Benecke, Lettenkohlengruppe und Lunzer Schichten. Mit 1 Tabelle. — W. Möricke, Die Gold-, Silber- und Kupfererzlagerstätten in Chile und ihre Abhängigkeit von Eruptiv-Gesteinen. Mit 7 Textfiguren. — W. Bruhns, Gesteine vom Vulkan Osorno in Süd-Chile. Mit 1 Abbildung. — G. Steinmann, Geologische Beobachtungen in den Alpen. I. Das Alter der Bündner-Schiefer (Fortsetzung und Schluß). Mit 6 Profilen im Text und einer Kartenskizze.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig